



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 5.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Das Haus mit den zwei Eingängen.

Roman

von

S. Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Unter den neuangeworbenen Mitgliedern des Circus Ferrini befand sich auch eine Schottin, Miß Cluny, die zu den ersten Größen der Truppe gehörte und neben Paul Roda von dem Publikum als die bedeutendste Künstlerin des Circus erachtet wurde.

Miß Cluny war eine verwegene Parforcereiterin, die besonders glänzte im wilden Reiten mit Hindernissen. Hierbei entwickelte die Schottin eine graziose Wildheit, ein Temperament und eine Kühnheit, die das Publikum mit Fortriß und in Entzücken versetzte; namentlich die Herrenwelt war von der Miß begeistert.

Die Dame war eigentlich wenig schön. Groß, hager, gewandt und elastisch wie ein Tiger, besaß sie ein längliches Gesicht, großzügig und scharf geschnitten, mit vielen Sommerprossen, und lockiges, sehr rothes Haar, aber ein Auge, so groß und sonnenhaft, so sprühend und glühend vor Lebenslust und Lebenskraft, daß es bestrich, bezauberte, bezauberte, obwohl es entschieden grünlich war.

Die große Anziehungskraft dieses Mädchens lag jedoch in seinem Benehmen; das verwirrte durch ein sonderbares Gemisch von Kälte und Wärme, von Innigkeit und Schroffheit, von übermüthiger, lecker Laune und starrer Gleichgültigkeit. Diese Dame tyrannisierte und behandelte mit insolenter Verachtung alle Mitglieder des Circus, ausgenommen Paul Roda, der im Gegensatz zu seinen übrigen Kollegen die schottische Miß gar nicht zu beachten schien.

Ob nun diese Gleichgültigkeit oder Paul's eigenartige aristokratische, apolloartige Schönheit das Herz der stolzen Miß Cluny in Flammen setzte — wahrscheinlich wirkte Beides zusammen, genug, die Parforcereiterin zeigte nach wenigen Tagen schon dem Hötenskünstler gegenüber eine Leidenschaftlichkeit des Benehmens, die einem Blinden hätte zeigen müssen, was die Schottin für den Kollegen fühlte.

Paul in seiner seltsamen Versunkenheit, die ihn außerhalb der Arena so scheu, schüchtern und un-

zugänglich machte, merkte davon nichts. Es war heute Probe; die untergeordneten Mitglieder übten in der Arena neue Stücke, Paul und Miß Cluny waren allein im Versammlungszimmer.

Miß Cluny ging mit großen, männlichen Schritten in dem langen, am Tage wenig erleuchteten Raume auf und ab. Paul stimmte eine Geige, denn heut wollte er sich als Geigenvirtuose auf seinem Araber zeigen.

Plötzlich blieb die Schottin vor dem jungen Mann stehen. „Legen Sie endlich dieß Marterholz weg und lassen Sie uns ein wenig sprechen,“ begann sie mit gepreßter Stimme. Paul schob die Violine zur Seite und schaute überrascht bei diesem Ton zu dem seltsam düster glühenden Auge der Dame auf.

„Bitte, beantworten Sie mir eine Frage,“ führte hierauf Miß Cluny die Unterhaltung weiter. „Sind wir Kollegen?“ stieß sie erregt hervor.

„Ich denke, ja,“ antwortete Paul ruhig.

„Sprechen Kollegen nicht mit einander?“ setzte sie dieß seltsame Examen fort.

„Das thun sie, warum denn nicht?“ ließ Paul, nach seiner Geige blickend, vernehmen.

„Sehen Kollegen sich nicht an?“ beharrte die Schottin im gleichen zornigen, getränkten Ton.

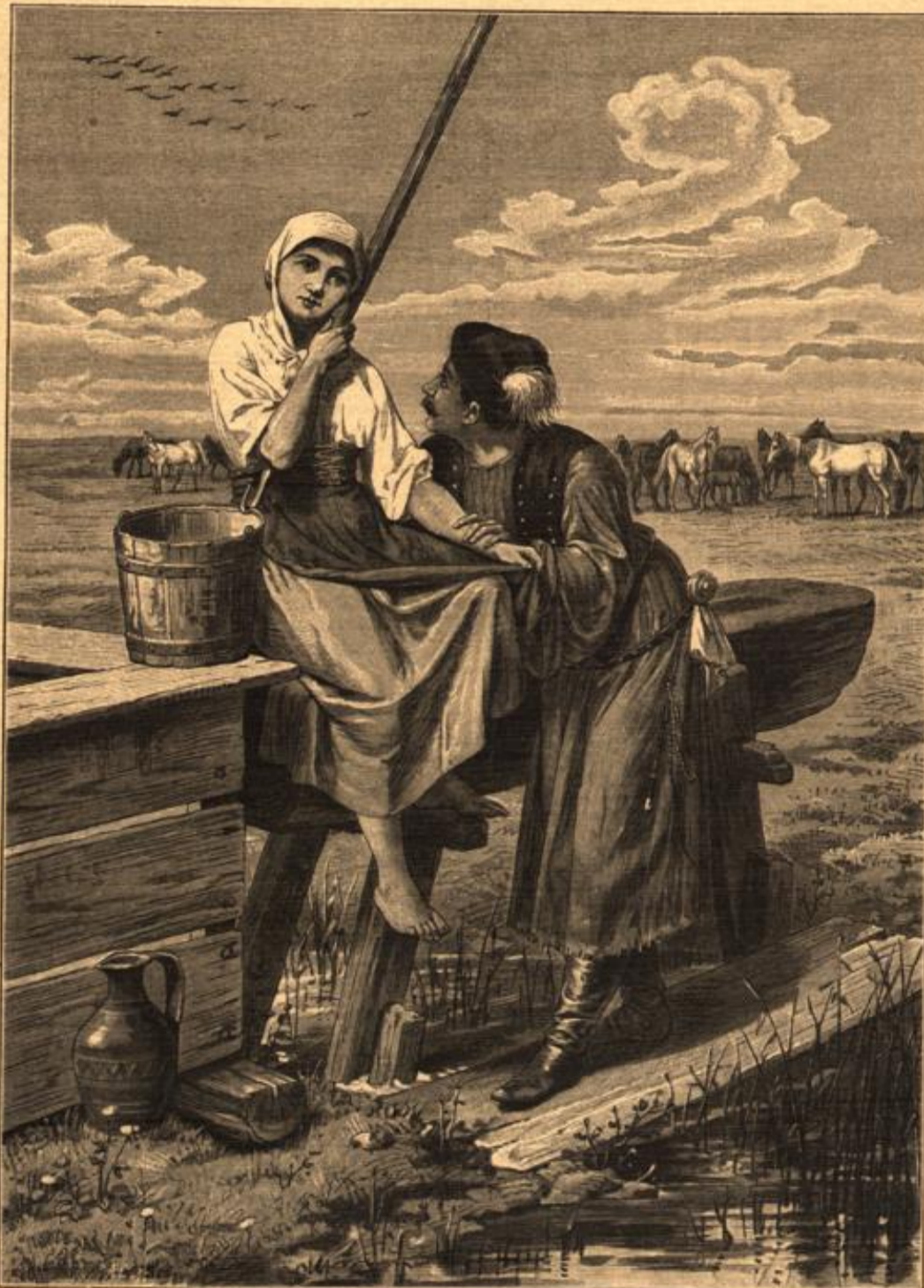
„Natürlich thun sie das,“ meinte Paul etwas ungeduldig.

„Sind Sie blind?“ fragte darauf die Schottin.

Paul blieb verwundert die Antwort schuldig und schaute dem großen Mädchen in die Augen.

Bei diesem Blick erzitterte die Schottin, wurde blaß und roth und stieß endlich hervor: „Wenn Sie nicht taub, blind und stumpf sind, müssen Sie bemerkt haben, daß ich wahnsinnig bin. Ichretwegen, daß ich Sie liebe mit allen Gluthen der Hölle, einen Menschen, der träumt und schläft, der in sich selbst zusammenfällt vor Schwäche und Energielosigkeit, der einem Schatten gleicht, wenn er nicht vor tausend Menschen auf dem Pferde steht und seine Instrumente spielt. Lassen Sie mich los aus diesem Bann,“ sprach sie in wilder Leidenschaft weiter, „aus dieser unwürdigen Fesselung; schlagen Sie mich, stoßen Sie mich von sich, daß ich Sie hassen kann, denn ich möchte mich selbst zerreißen, weil ich keinen Athemzug thun kann, ohne an Sie zu denken.“

„Nun, Fräulein,“ erwiderte darauf Paul, völlig ungerührt von der wild-schmerzlichen Bewegung des Mädchens, „ich denke, daß Sie mich bald hassen werden, wenn ich Sie versichere, daß eine Kollegin mir nie Reizung abgewinnen könnte. Wenn ich ein Weib so zu lieben vermöchte — ich habe bisher diese Erfahrung noch nicht gemacht — würde ich es heirathen; eine Cirkuskünstlerin, ganz gleich welcher Art, jedoch sicher niemals, mein Fräulein, und wenn sie Millionen besäße und ein Engel von Schönheit und Liebendwürdigkeit und auch von Tugend wäre. — Mein Ideal ist, fern von diesem Blitterstaat des niedrigsten



Ein Idyll am Fuhrbrunnen. Originalzeichnung von J. G. Fuellhaas. (S. 54.)

Komödiantenthums, still, nur der Musik gewidmet, mein Leben verbringen zu können. Da haben Sie mein Bekenntnis, Miß Gluny, und jetzt, ich bitte Sie, hassen Sie mich!"

"O, das kann ich leider nicht," stieß die Schottin mit einem athemlosen Ton hervor, "auch jetzt noch nicht. Seit fünf Jahren fahre ich in der Welt umher und lache über die Männer, über alle Männer, sie sind mir so gleichgültig wie dieser Psofen, an dem die Sättel hängen, da muß die Hölle Sie herausschicken, um mich um meinen Verstand zu bringen."

"Lassen Sie uns ruhig sprechen," wehrte die Schottin ab, als Paul Miene machte, seine Geige zur Hand zu nehmen. "Wir werden bald zu Ende sein. Ich bin reich genug, um ein Gütchen zu kaufen, wo wir fern von diesem Treiben hier leben könnten, aber ich bin sicher, ich liebe Ihnen nach einem halben Jahre wieder davon zum Cirkus, denn der ist mein Lebensselement, der Ocean, in dem ich nur schwimmen kann, überall sonst würde ich verschmachten wie ein Fisch auf dem Sande. Also heirathen können wir uns nicht, auch wenn Sie wollten. Hier kann das aber so nicht weiter fortgehen. Sie sind solch' eine Spezialität, daß Sie jede Minute eine andere, bessere Stellung bekommen können; ich komme schwer an und muß einen Direktor mir halten. Ich biete Ihnen eine große Entschädigung — geben Sie wo anders hin, mir aus den Augen, vielleicht muß ich Ihnen nachkommen, vielleicht aber auch werde ich dadurch kurirt von diesem Wahnsinn, in den Ihre Person mich gebracht. Was meinen Sie?" schloß Miß Gluny in ängstlicher Spannung.

"Nun, ich bin der Ansicht, Miß, daß Sie sich vorstellen sollen, ich existire nicht, ich wäre gar nicht auf der Welt, wie ich das in Bezug auf Ihre Person halten werde — dann können wir gerade so gut neben einander leben wie bisher, und keines von uns Beiden braucht seinen Kontrakt zu brechen und einen bedrängten Direktor mitten in der Saison im Stich zu lassen."

"Sie haben Recht!" fiel Miß Gluny heftig ein, "Recht, wie die tühle Vernunft immer. Ich habe das beinahe erwartet; Sie haben eine moluskenartige Tugendhaftigkeit und Rechtlichkeit, an Sie werden derartige Stürme nicht heranreten. Ich will Ihren Rath befolgen, aber vergessen Sie nicht, daß ich kein solches Lammherz habe wie Sie, und hüten Sie sich, den Tiger, der in jedem Weibe schläft, zu wecken."

Mit dieser Drohung verließ Miß Gluny das Versammlungszimmer und ging in die Arena, wo sie den feingebauten, feurigen Braunen bestieg und nun so rasend umherjagte, daß der Direktor sie wiederholt und besorgt zur Mäßigung und Vorsicht mahnen mußte.

"Sie ist wirklich wahnsinnig," sprach Paul vor sich hin, die Geige zur Hand nehmend, "das werden die Weiber im Cirkus alle. Sie schien mir bisher so ziemlich vernünftig, trotz ihrer Extravaganzen, sie ist ein ehrliches Mädchen und hält auf Anstand, sie hat Geist und Witz und Charakter. Jetzt aber gehört sie zu den Uebrigen, die mich geplagt haben und mir das Leben verbittert mit ihren Leidenschaften. Mir hat der Schöpfer zu meinem Glück ein ruhiges, friedliches Herz gegeben — Leidenschaft ist Tod alles Glückes und Sündes!"

Durch diesen für einen jungen Mann so seltsamen Ausspruch beendete Paul sein Philosophiren, nachdem die Schottin ihn verlassen, und ging jetzt auch in die Arena, um seine Phantasie während des Umherjagens auf dem Pferde einzüben.

VII.

Es war wieder Sonntag, Frau Bernike in der Kirche und Rosa wünschte Staub im Zimmer des Herrn Hase. Der Kalkulator hatte galant seine Pfeife beim Eintritt der schönen Wirthstöchter beiseite gestellt und stand nun am Fenster und sah in den Wintermorgen hinaus.

"Schöne Eisbahn heute," eröffnete er die Unterhaltung. "Ja, sehr schön, Herr Hase, sie hat nur den Fehler, daß Sie nicht Schlittschuhlaufen können," antwortete Rosa.

"Was, das ist ein Fehler der Eisbahn?" lachte Herr Hase.

"Ja, für mich, Herr Kalkulator, denn deshalb kann ich nicht Schlittschuhlaufen," gab Rosa zurück.

"Weil ich nicht Eislaufen kann, können Sie nicht Schlittschuhlaufen?" äußerte verwundert Herr Hase.

"Ja, so ist es," erwiderte Rosa, "denn könnten Sie diese Kunst, hätte ich einen Begleiter, einen würdigen, ehrbaren Herrn zum Cavalier, von dem ein junges Mädchen sich ungefährdet kann auf's Eis führen lassen. So aber muß ich zu Hause bleiben. Lernen Sie Schlittschuhfahren, Herr Hase," schloß Rosa pathetisch.

"Auf meine alten Tage noch, mit fünfundsiebenzig Jahren? Das wäre ein Fest für die liebe Jugend," meinte der Kalkulator. "Ich wüßte jedoch Jemand, der sehr gut Ihren Cavalier machen könnte, wobei auch dann die Jahre besser stimmen," fuhr Herr Hase schelmisch lächelnd fort.

"Sie meinen gewiß den kleinen Schlosser, der gestern mit seiner Lehrzeit fertig geworden ist und heute seinen ersten Cylinder spazieren führt," warf Rosa ein. "Der Gut steht ihm himmlisch!"

"O nein!" wehrte Herr Hase. "Haben wir nicht einen Adonis im Hause, einen berühmten Mann und auch jedenfalls einen Schlittschuhläufer erster Klasse, um den Sie die ganze Stadt beneiden würde?"

"Den Roda?" unterbrach Rosa die Lobrede. "Pst, —

still! Der ist zu heilig, der würde mit einem Gesicht laufen, als ob jede Minute zu erwarten wäre, daß er plötzlich die Hände ausbreitete und ausriefe: 'Hebe Dich von mir, Du sündiges Geschöpf, das Du nicht auf dem Pferde stehst und die Flöte blästest und freitags die Geige spielt, F-dur-Romane von Beethoven!'"

"Sie haben wieder einen tollen Tag," lachte Herr Hase. "Uebrigens täuschen Sie sich in Herrn Paul Roda sehr," beilegte sich der Kalkulator zu berichtigen. "Herr Roda hat von Ihnen eine sehr gute und sehr richtige Meinung und würde es unzweifelhaft sich zur Ehre rechnen und für ein großes Vergnügen halten, Sie zur Eisbahn begleiten zu dürfen."

"Und glauben Sie, ich würde mit einem Cirkushelden mich so öffentlich auf der Mäster zeigen?"

"Mit solch' einem Ausbund von Tugend, der als das harmloseste Geschöpf von der Welt bekannt ist — ja," war des Kalkulators Ansicht.

"Ach, schon manche Tugenden sind zu Fall gekommen," seufzte Rosa mit komischer Behmuth, "selbst solche von Männern! Glauben Sie das nicht auch, Herr Hase?"

"Natürlich, Fräulein — Sie haben darin Recht, wie immer," lachte der Kalkulator. "Wir Männer sind ein gebrechliches Geschlecht; doch, was meinen Sie, damit die Gefahr für Herrn Roda nicht so groß ist, stellen Sie ihn zwischen zwei Feuer, — so daß er nicht weiß, nach welcher Seite er fallen soll, — laden Sie Ihre Freundin Fräulein Ernestine dazu ein — so ist die Sache hübsch bürgerlich geordnet," stimmte Herr Hase in Rosa's scherzhaften Weise ein.

"Das ist eine Idee, Herr Hase, eine göttliche! Wenn Sie nur fünfundsiebenzig Jahre älter wären, würde ich Sie dafür küssen."

"Fräulein, ich will mich älter stellen," unterbrach schnell Herr Hase.

"O nein, keine Lüge, immer nur Wahrheit, Herr Kalkulator — das, Sie wissen's ja, ist meine Lebensdevise," entgegnete Rosa. "Ich will Ihnen den Kuß schuldig bleiben, — erinnern Sie mich heute über fünfundsiebenzig Jahren daran — Ihre Idee aber behalten und diesen Nachmittag schon ausführen. Ich werde an Ernestine schreiben, sie soll mich zur Eisbahn abholen, und dort können wir Herrn Roda treffen, der sich uns als Cavalier anschließt, nur müssen Sie dann als pater familias doch noch auf die Bahn, das hilft Ihnen nichts. Sie fordern Herrn Roda zur Partie auf und nehmen ihn nun unter Ihre mütterlichen Flügel, dann bleiben Sie noch ein Halbständchen bei uns, bis Ihnen die Füße recht frieren, und Sie sind jetzt in Gnaden entlassen. Gefällt das Ihnen, Herr Hase?"

"Ausnehmend, Fräulein. — Darf ich sogleich mit Herrn Roda sprechen und ihn mit diesem Plane bekannt machen?"

"Thun Sie das, Herr Hase, es wird Ihr erstes, wahrhaft gutes Werk in Ihrem sonst so nutzlosen Leben sein," entschied Rosa und verließ mit dem Staubwedel unter dem Arme ernst und gemessen das Zimmer.

Es kostete den Kalkulator wenig Mühe, die Einwilligung des jungen Mannes zu der Schlittschuhpartie zu gewinnen, und pünktlich nachmittags um zwei stand Herr Hase mit seinem Freunde an dem zugefrorenen Mästerbassin und schaute in das bunte Gewimmel lustiger Menschen, die in lebhafter Bewegung auf dem Eise durcheinander fuhren, eilten, tanzten und schwebten.

Rosa hatte mit ihren blühenden Augen sofort die Ankömmlinge entdeckt und grüßte und nickte Herrn Hase zu.

Mit dem Kunstreiter "enkelig" Arm in Arm, wie Rosa Ernestine zuflüsterte, ging er auf die Damen zu und die Vorstellung begann.

Ernestine erröthete stark, indem Paul sich vor ihr verneigte, und dieser warf einen lebhafteren Blick, als er sonst gewöhnlich für Damen hatte, auf die schöne Blondine mit den glänzenden dunkelbraunen Augen.

Der Schlittschuhlauf nahm seinen Anfang; für Herrn Hase hatte man einen Schlitten genommen und Herr Roda schob diesen, während die beiden jungen Damen zur Seite des Schlittens lustig dahinglitten. Sehr bald jedoch erklärte Herr Hase, daß das verabredete Frieren der Füße jetzt eingetreten sei, und er ward allseitig mit Dank beurlaubt.

Darauf lief Herr Roda inmitten der Damen, die Drei schwebten über das Eis. Paul war ein grazioser, gewandter Läufer, elegant und kraftvoll; er führte die Damen wunderbar, das empfand besonders Ernestine, die ganz verklärt ausah. "Ich möchte, es ginge so bis an's Ende der Welt, hundert Jahre!" sprach sie leise.

Herr Roda blickte interessiert in das Antlitz des schönen Mädchens. "Ja, das Eislaufen hat etwas Ueberirdisches, man ist der Hessel der Schwere entbunden und schwebt bei dieser leuchtenden, rosa-dustigen Eisluft wie im Aether," äußerte er.

"Ja, ich fühle auch etwas von Nektar und Ambrosia der Götter," meinte Rosa, "aber wenn es so hundert Jahre fortgehen sollte, würde ich schon in einer Stunde nach zwei Tassen Kaffee und drei Berliner Pfannkuchen schreien. Ich bin leider so verwöhnt," setzte sie im Tone ernststen Bedauerns hinzu.

"Die Götter sind nie Schlittschuh gelaufen," erwiderte der junge Mann lachend, "ich glaube jedoch, sie würden in diesem Fall auch nicht mit Nektar und Ambrosia ausgekommen sein und Ihnen, Fräulein, zugestimmt haben."

So ging es scherzend weiter.

Rosa war geschwätzig wie immer. Ernestine ward immer stiller, ihre Züge nahmen jedoch einen stets beglückteren Ausdruck an, dem ein leiser Zug von Trauer noch mehr Reiz verlieh; sie schien auch bei Paul Roda Sympathie zu erwecken, denn er wandte sich an Ernestine mit Vorliebe und warf viele forschende, sinnende Blicke in ihr Gesicht.

Plötzlich sprach er: "Sie sind Braut, mein Fräulein, wie ich gehört habe —" und in seine Züge trat ein Ausdruck von Spannung.

"Das bin ich, mein Herr, ich bin verlobt mit Herrn Helmer Wallroden," gab Ernestine mit einem Ton, der etwas bebend und gepreßt schien, zurück.

"Wallroden, Wallroden," wiederholte Paul nachdenklich. "Es ist seltsam, wie mir dieser Name immer und immer wieder entgegnet, er scheint mir bedeutungsvoll im Leben werden zu sollen," sprach er halb laut für sich. Paul blieb ernst und, da jetzt Herr Hase aus der Konditorei, wo er zwei Stunden die Füße sich gewärmt hatte, auf dem Eise erschien und eine väterlich ermahnende Miene machte, die auf Nachhausegehen hindeutete, stellte man das Laufen ein, zog die Schlittschuhe aus, und es begab sich die Gesellschaft auf den Heimweg. Ernestine wohnte in der Nähe der Mäster, sie verabschiedete sich dort mit einem Kuß von Rosa und einem Händedruck von Paul Roda, den dieser warm erwiderte.

Den jetzt an war der junge Mann noch schweigsamer und nachdenklicher als zuvor und ein keineswegs interessanter Gesellschafter für den Heimweg, wie Rosa dieß Herrn Hase zurannte.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Hochsee- und Küstentischerei.

Von

Franz Siewert.

(Nachdruck verboten.)

II.

Dem wirtschaftlichen Reinertrage nach nimmt unter den Fischen der deutschen Meere nächst dem Hering der Lachs die erste Stelle ein. Der Lachs lebt als ein gefräßiger Räuber, der Alles verschlingt, was er bezwingen kann, in den Tiefen der Nord- und Ostsee und steigt im Spätsommer eines jeden Jahres in die Flüsse zum Laichen hinauf. Er beginnt diese Wanderung um so früher im Jahre, je länger der Weg ist, auf welchem ihn dieses Geschäft aus dem Meere in alle Flüsse und Bäche unseres Landes führt. Im Rhein, wo die Lachsfischerei nächst der pommer'schen und der ost- und westpreussischen am bedeutendsten ist, steigt er bis Schaffhausen, in der Weichsel bis in die Karpathen, in der Oder bis hinter Breslau hinauf. Die Weibchen eilen voraus, vereinigen sich auf den Laichplätzen mit den Männchen und legen hier in selbstgewählten Gruben die Eier ab, welche sogleich von den letzteren durch das Bespritzen mit der Milch nach Art aller Fische befruchtet werden. Begleitet werden die Züge von jüngeren, noch nicht ausgewachsenen Fischen, welche leider sehr zahlreich trotz der für die Laichzeit aller Fische gebotenen Schonzeit vor den Küsten schon als "Spaithlache" weggefangen werden. So bezeichnen die Fischer nämlich mit vorgeblühter Unwissenheit in ihrer bilderreichen Sprache diese ihnen als eine Abart geltenden jungen Lachse, die oft kaum ein Gewicht von 2—4 Pfund erreicht haben. Da diese jungen Thiere auch noch keinen besonders guten Geschmack im Fleische haben, wird das Pfund derselben nur mit 20—25 Pfennig bezahlt, während die erwachsenen Lachse eine Schwere von 10—20 Pfund (Exemplare von 20—40 und mehr Pfunden sind selten geworden) haben und mit 80, 100—120 Pfennig in rohem Zustande bezahlt werden. Jener geringe Erlös, mit diesem späteren Werthe des erwachsenen Thieres verglichen, steht im größten Verhältniß zu der außerordentlichen Mühe und Sorgfalt, mit welcher jetzt für einen kräftigen Nachwuchs dieses kostbaren Fisches gesorgt wird; und als höchst rücksichtslos muß daher ein Verfahren bezeichnet werden, bei welchem die höheren Vortheile einer nicht einmal fern liegenden Zukunft mit der größten Kurzsichtigkeit einem momentan unbedeutenden Gewinn geopfert werden.

Der Fang der Lachse erfolgt vorzugsweise nach Beendigung der Laichzeit (vor den Küsten mit dem Lachswadegarn, einem 360 Meter langen und 6 Meter hohen Schlepptreue, wie wir es im

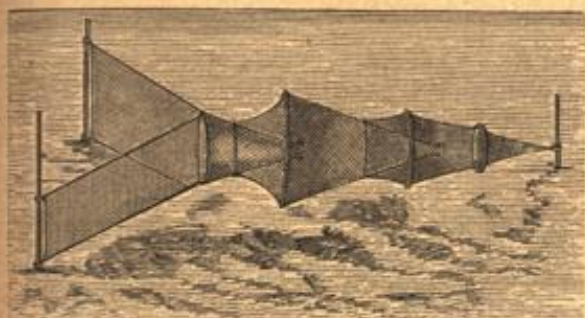


Figur 4.

vorigen Heft zum Fang der Plattfische, Dorsche u. kennen gelernt haben), vom April bis in den Juni hinein, nachdem in den Flüssen schon die Züge über die Wehre gemandert sind. Die Lachswadegarn (Figur 4) dienen nicht direkt zum Fange, sondern sind gewissermaßen nur Treibmittel. Wie die bestehende Zeichnung des Lachswadegarns im Remelstrome (Sibirien) zeigt, besteht diese Vorrichtung aus Pfählen, welche in den Grund des Flusses getrieben und durch ein sehr starkes Netz, das sogenannte "Vorschiebnetz", mit einander verbunden sind. Nicht also dieses Netz soll dazu dienen, die ankommenden Fische in seinen Maschen etwa aufzufangen, es soll vielmehr dieselben nur zwingen, nach rechts und links dem Netzpfahlwerk auszuweichen. Rechts und links aber von ihm sind die eigentlichen Fangnetze, sogenannte Wenter von 15 Meter Länge,

mit 3 Bügeln und 2 Jutein (Figur 5) ausgelegt und diese erst haben die Bestimmung, die Lachse zu fangen.

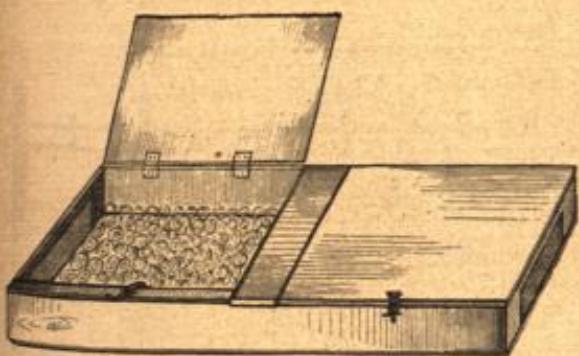
Die rüchsiglose Zehsen- und Strandgarnfischerei hatte viel zur Förderung des jungen Lachsbestandes und damit zur Verminderung des einst sehr stark gewordenen Auftretens des Lachses



Figur 5.

überhaupt beigetragen. Veneke macht in seinem vortrefflichen Buche: 'Fische und Fischerei in Ost- und Westpreußen', die Angabe, daß noch im August 1817 bei Skirwieth an einem Tage 1500 große Lachse gefangen wurden, von denen hunderte wegen Mangel an Bedarf nicht hatten verwertet werden können, obgleich man das Stück (von durchschnittlich 30 Pfund Schwere) für 1 Mark fortgegeben hatte. Dieser eine Tagesfang würde heute einen reichenden Absatz und im Detailverkauf einen Erlös von 45,000 Mark finden — in solchem Maße haben sich die Fischpreise bei dem noch unaufhörlich steigenden Bedarf des Binnenlandes geändert. Die schon erwähnte künstliche Lachsvermehrung an den Laichstellen, welche dank der großen Bemühungen des deutschen Fischereivereins und der Unterstützung der königlichen Staatsregierung außerordentliche Fortschritte macht, hat seit einigen Jahren den Lachsbestand wieder merklich gehoben. Die mit dem Friedensschlusse von 1871 erworbene und zur Reichsfischzuchtanstalt erhobene Fischzuchtanstalt Hünningen im Elsaß, welche im Jahre 1848 von Napoleon III. angelegt wurde, ist die bedeutendste Bezugsquelle von Lachs-Eiern für Deutschland geworden. Die Thätigkeit der künstlichen Fischzucht, welche sich für die Vermehrung der Seefische vorzugsweise mit den Lachsembrionen beschäftigt, zerfällt in die Gewinnung des Laichs, die künstliche Befruchtung der Eier, ihre Ausbrütung, die Aufzucht der ausgeschlüpften Fischchen bis zum Verlust der Dotterblase, den Transport derselben und ihre Auslegung in passende Gewässer. Der Laich der Fische wird entweder aus dem Wasser gesammelt oder den laichreifen Weibchen mit vorsichtiger Behandlung im Neze nach dem Fange in der Freiheit oder in Behältern abgestrichen. Die Befruchtung der Eier erfolgt in der Weise, daß sie in Schalen mit der Milch des Männchens, nachdem dieses in gleicher Weise behandelt worden ist, vermischt werden. Mit Wasser übergossen bleiben die Eier so lange der Ruhe ausgelegt, bis sie sich elastisch anfühlen lassen, worauf dann ihre Ueberführung in die Brutapparate erfolgen kann. Die weitgehenden Versuche, auf diesem künstlichen Befruchtungsweg die Vorkultur von Fischen heranzuziehen, welche namentlich in dem fischkundigen Amerika unermüdlich fortgesetzt werden, dürfen bis jetzt auf seine anderen als wissenschaftliche Resultate Anspruch machen. Von den nahe liegenden Gründen ausgehend, welche den Anlaß zur künstlichen Fischzucht überhaupt ergeben haben, daß nämlich in Folge vielfacher Ursachen die Laichplätze der Fische nicht mehr wie in früheren Jahren über die notwendigen natürlichen Bedingungen verfügen, in Folge dessen ihr Laich den Boden zur Entwicklung verloren hat, würde es schon als ein großer Gewinn für die Hebung des Fischbestandes betrachtet werden können, wenn die Fischer selbst an Ort und Stelle des Fanges sich die Mühe einer künstlichen Laichbefruchtung machen wollten in der Weise, daß sie die in die Neze gegangenen reifen Weibchen ihrer Frucht entledigen, letztere mit der Milch gefangener Männchen in Verbindung bringen und dem Wasser wieder übergeben wollten. Erwiehenermaßen bleiben sowohl Milch wie Kogen mehrere Tage lang in den frisch getödteten Fischen lebensfähig.

Die Apparate, in welchen die Ausbrütung der befruchteten Eier erfolgen soll, sind verschieden in ihrer Art. In deutschen und ausländischen Fischzuchtanstalten hat der Brutankasten des Altmeisters der künstlichen Fischzucht, Stephan Ludwig Jacobi, noch eine sehr verbreitete Anwendung. Er ist eine einfache, flache Holzrinne, deren schmälere Seitenwände ein Drahtgitter, welches zum Durchströmen



Figur 6.

des Wassers dient, enthalten, deren Deckel verschließbar sind und deren Boden mit einer Lage Ries bestreut wird, auf welchem die Eier, eins neben dem andern, ihren Platz erhalten (Figur 6). Die so präparirte Rinne wird beiseite auf den Grund eines Baches der Anstalt hingestellt oder unbeschwert, in seinem Wasser verankert, schwimmen gelassen, worauf die Zeit allein das Brutgeschäft übernimmt. Erforderlich ist nur, daß das Wasser klar ist und eine gleichmäßige Strömung hat. Sobald die Fischchen aus den Eiern ausgeschlüpft sind, kann ihre Ueberführung in das freie Wasser erfolgen. Modifikationen dieses Jacobi'schen Systems sind Green's, Ruffer's und Custer's Apparate. Neuerdings sind aber auch Brutapparate in Verwendung gekommen, die gar keines Zutreffens des Wassers bedürfen, sondern bei denen das Wasser durch Eisumhüllungen ersetzt wird.

Nach Kinkworth's Untersuchungen schlüpfen die Fischchen aus dem Dotter

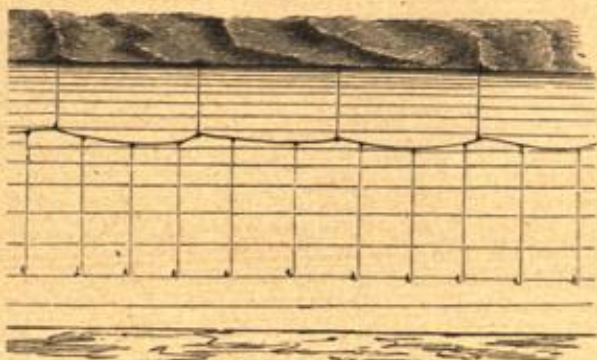
Table with 2 columns: Temperature (Grad Réaumur) and Days after fertilization (Tage nach der Befruchtung). Rows show 4, 6, 8, and 10 days with corresponding temperatures of 103, 73, 47, and 32.

Als Emballage zum Versand der befruchteten Eier werden Fischkörbe mit Einlagen feuchter Flanelllappen, die von feuchter Watte oder feuchtem Torfmoose umhüllt sind, benutzt oder man verwendet dazu auch dünne Holzschnitten von der Konstruktion der bekannten Nürnberger Spielzeughachteln, deren Boden mit nassem Moos bedeckt wird, auf welches man eine erste Schicht Eier legt, welcher eine zweite Mooslage und dieser wiederum eine Schicht Eier folgt und so weiter. Die auf diese Weise gefüllte Schachtel wird in eine zweite größere gelegt und die entstandenen Zwischenräume werden mit trockenem Moos oder mit feinen Sägespänen ausgefüllt. Die Eisenbahnen lassen den Verpackungen der Fischbrut auf dem Transporte die größte Schonung und eiligste Beförderung zu Theil werden, wenn sich dieselben durch Adressen legitimiren, welche vom deutschen Fischereiverein zu billigem Preise bezogen werden können. Diese Adressen haben als Signum einen rothen Lachs. Aufgabe der Brutanstalten ist nur eine Erziehung der Eier bis zum Verschwinden des Dottersackes. Die ausgeschlüpften Pflüglinge werden bloß so lange von ihnen noch gehalten, bis sie sink und beweglich genug geworden sind, dann aber in Freiheit gesetzt. Zum Transport der jungen Brut nach den Gewässern verwenden die Anstalten Blechkästen ovaler Form (Figur 7), welche bis zum Deckel mit Wasser angefüllt werden, um die Erzhütterungen dadurch möglichst abzuschwächen. Die Luftventilation besorgen seitliche Röhren, während Kühlung des Wassers durch Eispolster im Halsenhalbe herbeigeführt wird. Eine Wasserfläche von nur 50 Centimeter Durchmesser kann nach Veneke's Angabe bis 10,000 junge Lachse aufnehmen, wenn die Wasserwärme nicht über 5-8 Grad Celsius steigt. Das Aussehen der Fischchen erfolgt vorzugsweise an den Laichplätzen der alten Lachse, nicht massenweise an einer Stelle, sondern in Vertheilung über ein größeres Gebiet, um sie so Nahrungszorgen, sowie allzu großer Verfolgung durch Feinde zu entziehen.



Figur 7.

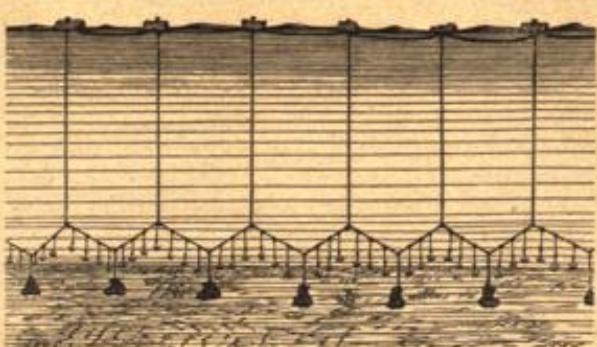
Die Resultate, welche die künstliche Lachsfischzucht seither geliefert hat, lassen sich vorzügliche nennen, indem mit ziemlicher Ueberein-



Figur 8a.

stimmung die Aufzucht von 700-900 Jungen aus 1000 Eiern im Durchschnitt gelungen ist. In den Rheingebieten sowohl wie auch an der ganzen altpreußischen Küste haben sich in einem stärkeren Auftreten der Lachse die Früchte der künstlichen Zucht — wie schon gesagt — außerordentlich bemerkbar gemacht.

Wir haben im Vorherigen den Seefischereibetrieb als eine Fischerei mit Bundgarnen (stehenden oder hängenden Nezen), mit Schleppnetzen (Zehsen) und Strandgarnen kennen gelernt. Es erübrigt noch, das Halen- und das Neuzensystem zu betrachten, welches an unseren Küsten neben der Neuzenfischerei gleichzeitige Verwendung findet. Das Gerath der Halenfischerei hat den Vorzug, daß fast alle Fische, von Bau und Größe verschieden, darauf beißen. Man pflegt es mit Sonnenuntergang auszuwerfen und es bei Tagesgrauen nachzusehen. Im Allgemeinen werden die Gerathe durch Fischer von einem Boote ausgelegt, so daß ein Mann das Aus-



Figur 8b.

sehen besorgt und die Anderen die Ruder passen. Die Gerathe bestehen aus einer langen Schnur, die durch Flotthölzer an die Wasseroberfläche gehalten und von der senkrecht in's Wasser in gleichmäßigen Abständen die Halenschnüre (Figur 8a und 8b) mit dem Ruder ablaufen. Es ist nicht immer Brauch, daß die Halen eines Gerathes alle von übereinstimmender Größe sind, weil die Ruder auf verschiedenartige Fische berechnet sind. Als Lockstoffe werden Würmer, Muscheln, Schnecken, Krabben und kleine Fische

oder Fischstücke verwendet. Die Länge einer Schnur ist oft sehr bedeutend (50-100 Meter) und trägt oft 800 und noch mehr Halenschnüre. Die Enden der Tragschnur werden mit kleinen Bojen (Figur 9) und diese häufig des leichteren Auffindens wegen noch mit einer Reibelglocke versehen.

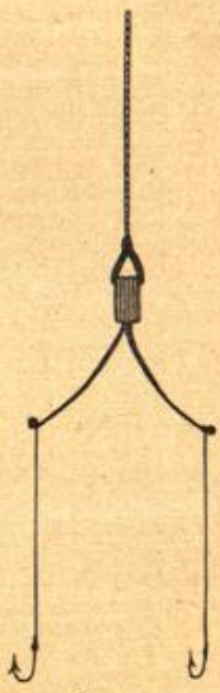


Figur 9.

Nebel und Niederschläge sind bekanntlich auf dem Meere häufige Erscheinungen. Statt dieser schwimmenden Schnüre hat man auch Grundschnüre, bei welchen die tragenden Flotthölzer weggelassen sind, in gleicher oder ähnlicher Anordnung.

Ferner wird die Halenfischerei auch von Booten aus mit Handschnüren, genau so wie mit einer gewöhnlichen Angel, nur daß man sich den Stock derselben wegzudenken hat, betrieben. Namentlich richtet sich dieser Fang auf Dorsche mit der Dorschfappel (Figur 10), die den fischenden Booten häufig eine bedeutende Anzahl großer Dorsche liefert. Schließlich werden Halenschnüre auch hinter treibenden Booten ausgeworfen und auf den Hasen der preußischen Küste ist der Gebrauch der Hechtstimmer (Figur 11) in dieser Weise eine häufige Praxis derartiger Fischer.

Die Halenfischerei richtet sich auf den Fang aller Seefische und hat an unseren Küsten eine ziemlich gleichmäßig verbreitete Anwendung, worin sie sich von dem Neuzensystem merklich unterscheidet. Es gibt leider manche Stellen, wo man nicht einmal eine Neuze, ja kaum den Namen einer solchen kennt, obgleich sie ein Gerath von sehr wichtiger Bedeutung, namentlich für das westliche Ostseefischland, ist. Die Neuzen sind Gerathe aus gesponnenem Hanf u. s., ausgespannt über Holz- oder Eisenringe, inwendig versehen mit einem oder mehreren Trichtern, welche so gestellt sind, daß wenn der Fisch einmal ihren Durchgang passiert hat, er nicht mehr aus demselben wieder heraustreten kann, und besonders dazu bestimmt, Krabben, Meeranke, Neuzaugen, Haringe, Dorsche, Butten und Lachse zu fangen. Entsprechend diesen verschiedenen Zwecken sind die Gerathe in Größe und Weite verschieden. Die Kalkreue ist das größte Gerath. Dieselbe hat eine Länge von circa 36 Fuß und ist zur Abperrung des Weges mit dem Lande durch ein Geslecht verbunden. Seine Anwendung findet dieses Gerath nur im Salzwasser an der Küste auf solchen eingegengten Stellen und an solcher Küste, welche der Kal im Herbst auf seiner Wanderung nach Norden passiert. Es fängt sich am besten in dunklen,



Figur 10.

dem Lande durch ein Geslecht verbunden. Seine Anwendung findet dieses Gerath nur im Salzwasser an der Küste auf solchen eingegengten Stellen und an solcher Küste, welche der Kal im Herbst auf seiner Wanderung nach Norden passiert. Es fängt sich am besten in dunklen,



Fig. 11

regnerischen Herbstnächten, wenn Wind und Strömung landwärts wehen. Der Kalfang hatte bei uns bisher unter den verwerflichsten Mitteln zu leiden gehabt und namentlich waren diese unter den Fischen der Hasse in Praxis. Die Gesetze sind dem Unfug streng entgegengetreten und dank der energischen Aufsicht der den Gewässern jetzt vorgehenden Fischereibeamten ist derselbe auf ein erträgliches Maß beschränkt worden.

Den staatlichen Eingriffen überhaupt gegenüber ist zwar von anderer Seite behauptet worden, man dürfe die Fischer in der Ausübung ihres Gewerbes ebensowenig beschränken, wie beispielsweise die Ackerbauer, müsse ihnen vielmehr Wahl, Konstruktion und Anwendungsweise ihres Gezeuges, worauf sie sich am besten verständen, ganz überlassen, und die Feststellung von Minimalmaßen der verschiedenen Fische sei genügend, um den Fang der zu kleinen Fische zu verhindern. Indessen ist es gewiß, daß es der Behörde ebensowenig einfällt, sich um die Bewirthschaftung von geschlossenen Privatgewässern zu kümmern, wie um die Praxis auf privatem Grundbesitz. Auf den nicht geschlossenen Gewässern aber, an deren rationaler Bewirthschaftung mehrere Berechtigte ein Interesse haben, hat der Staat unzweifelhaft nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ebenso wie auf den ihm gehörigen Domänen eine rationelle Wirthschaft durchzuführen. Mit der fortschreitenden Landeskultur werden ohnehin Bedingungen genug geschaffen, welche an sich eine Verminderung des Fischbestandes im Meere sowohl wie in den Flüssen zur nothwendigen Folge haben und in der Fürsorge um Pflege und Schutz derselben müssen eben alle Verhältnisse berücksichtigt werden. Mag man streiten darüber, ob sich die Fische in unseren Gewässern der Zahl nach wirklich vermindert haben oder nicht, einen unwiderlegbaren Beweis für die wirkliche Verminderung des Quantum der Fische liefert die Verminderung ihrer durchschnittlichen Größe. Unter den von der Kultur mitgeführten Uebelständen sind zu verstehen die Anlagen von Färbereien, Bleichereien, Destillationen, Fabriken aller Art, die bekanntlich mit Vorliebe an den Ufern der Flüsse etablirt werden und durch welche eine Menge giftiger, jedenfalls schädlicher Stoffe dem Wasser zugeführt werden. Auch durch Regulirung der Flüsse und durch Trockenlegung ausgebehnter, mit ihnen zusammenhängender Altwasser und Brüche werden günstige Laichplätze sehr zum Nachtheile beeinflusst. Schädlich wirken auf dieselben nicht weniger auch die unaufhörlichen Waggerarbeiten ein. Schleusen und Stauvorrichtungen in Flüssen können oft die alleinige Ursache werden, daß die aus dem Meere zum Laichen wandernden Fische nicht mehr in ihre Röhren einlenken. Es müßten daher in jedem Falle die Holzwerke mit Einschnitten versehen werden, durch welche die Fische gleichsam wie durch ein Thor ihre Wanderung fortsetzen könnten. In Norwegen sind auf diese Weise Flüsse mit 30 Meter hohen Wasserfällen den Fischen zugänglich gemacht worden. Ein gutes Beispiel von dem Erfolg einer solchen künstlichen Fischpassage liefert der kleine Fluß Moy in Irland, welcher mit einem tiefen Fall fließte, aber durch solche 'Pässe', wie man diese Oeffnungen auch nennt, den Lachsen zu-



1. Ankunft auf dem Bahnhof. — 2. Die Festhalle. — 3. Ankunft der Deutsch-Oesterreicher. — 4. Festhalle am Abend. — 5. Gruppe aus dem Festzug. — 6. Gerütheturnen. — 7. Freiübungen. — 8. Ein Waffenquartier. — 9. Inneres der Festhalle. — 10. Die Sieger. — 11. Abschied.

Bilder vom Turnfest in Dresden. Nach Skizzen von Aug. Reinhardt. (S. 55.)



Kampf zwischen Wisentkuh und Luchs. Originalzeichnung von Jean Buggart. (S. 54.)

gänglich gemacht wurde und durch Beihülfe mit künstlicher Brut nach 5 Jahren schon einen Fischeertrag von 52,000 Mark liefert.

Von unschätzbarem Werthe wäre es überhaupt, wenn es gelänge, den starren Sinn unserer deutschen Fischer für alle Neuerungen und Fortschritte gewinnen zu können, auf welche die Praxis im Auslande längst gekommen ist. Man sollte meinen, daß alle die guten und erprobten Mittel, welche zur Hebung der Fischerei von ihren wissenschaftlichen Freunden nachdrücklich vertreten werden, bei den Fischern selbst das freudigste Interesse finden sollten, leider aber begegnen die meisten Vorschläge bei ihnen nur Mißtrauen und Unglauben. Daß Jemand ihre Interessen vertritt, ist ihnen schon recht, aber selbst etwas dazu zu thun, das ist un bequem und ohne Zwangsmittel auch nur selten zu erreichen. Während alle anderen Gewerbe behufs ihrer Interessenvertretung und für Zwecke zur Hebung und Förderung ihres Gewerbes sich über ganz Deutschland die Hand reichen, ist der Fischer in dieser Beziehung in ungläubiger Indolenz befangen. Darin liegt allerdings schlie ßlich auch noch ein Grund, daß die deutsche Seefischerei noch weit hinter der Bedeutung zurücksteht, die sie unter besseren Verhält nissen haben könnte.

Jahle in der Pusta.

(Bild S. 49.)

Die Liebenden wissen unter allen Himmelsstrichen sich zu finden, am Ganges wie an der Nemo, und die Liebe ist die gleich große Macht bei schwarzen wie bei weißen Menschen, sie triumphirt über alle Hindernisse und siegt über alle Bedenken und Ausdruckszeichen der Vernunft, sie kennt nicht die Grenzen, welche die soziale Ordnung gezogen und Reichthum und Armuth gesteckt. Die Herzen führen die Menschen zu einander und die Sagenungen kluger und kühler Köpfe gelten unter diesen Umständen wenig. So sehen wir denn auch auf unserem Bilde ein Stelldichein in der Pusta. Natürlich nur durch „Zufall“ haben sich die Beiden hier am Brunnen getroffen; seit Jahrtausenden ist der Brunnen der Ort „unbeachtigster“ Begegnungen sehnsüchtiger Herzen. Hier entstanden Reigungen, wurden Bündnisse geschlossen, spielten sich Trauer- und Lustspiele ab, wurden Leidenschaft entsefelt und Intrigen gesponnen, schlügen Herzen in Liebe und Haß, Bangen und Hoffen, Verzweiflung und Freude hinüber und herüber, und Geld und Gut, Schönheit und das Gegentheil waren Faktoren, die als geheime Gewalten in das Leben eingriffen und Gegenwart wie Zukunft gestalteten. Wie mag bei unserer Jähle in der Pusta diese Liebesgeschichte sich weiter entwickeln? Er ein lecker, lähner, feuriger Hirt und sie die Magd in einer einsamen Pustaschänke; Beide besitzen wohl nur das, was sie auf dem Leibe tragen — aber die Liebe baut glänzende Schlösser und verwandelt das elende Strobdach einer Bretterhütte, die sich kaum mannshoch über den Boden erhebt, in einen schimmernden Palast. So ist es in den Palmenhöfen am Himalaya wie unter den verkrüppelten Tannen Sibiriens, und es ist gut, daß es so ist. Das Leben ist ein Traum und die Liebe der strahlende Höhepunkt dieses Traumes.

Kampf zwischen Wisentkuh und Luchs.

(Bild S. 53.)

In den Waldungen von Bialowicza im Gouvernement Grodno (Lithauen) und im Centrum des Kaukasus haust noch heute eine wilde Rinderart, der europäische Bison, auch Wisent (Bison europaeus), der fälschlich noch des Oestereuerochs genannt wird. Letztere Art ist ausgestorben. Der Wisent ist ein mächtiges Thier mit kolossalem Kopf, breiter, gewölbter Stirn, kurzen Ohren und breiter, wulstiger Nase. Den Schädel zieren ein Paar kleine, runde und spitze Hörner. Alte Stiere erreichen eine Höhe am Widerrist von über zwei Meter. Kurze, räumige Beine tragen den plumpen Körper, der mit einem dichten, wolligen Fell versehen, welches an Hals, Wamme und Kopf eine jähliche Mähne bildet. Die Farbe ist schwarzbraun, die an den Seiten in's Rote übergeht. Der Wisent lebt in Herden, die von einem alten Stiere geführt werden, und ist gereizt ein gefährliches und schreckliches Thier, das seinen Feinden mit Muth entgegen tritt. Einer der ärgsten Feinde der Wisentkuh ist der Luchs (*Lynx vulgaris*) und unser Bild (Seite 53) zeigt, wie die Wisentkuh den listigen Angriff des blutdürstigen Räubers auf ihr Junges zu vereiteln sucht. Jornaubend sagt die gedäugelte Mutter den listigen Räuber in die Flanken und schleudert denselben mit gewaltiger Kraft in die Höhe, um ihn nach dem Niederfallen mit den Hufen zu zertreten, während das angstgeschreiende Kalb an der Mutter Seite Schutz sucht. Die Wisent werden in den Waldungen von Bialowicza auf Befehl des Kaisers von Rußland streng ge jagt und bewacht und findet jährlich ein nur geringer Abschlag statt. Die Wisent sind in unseren zoologischen Gärten und Geheulen der russischen Zaren. Das Fleisch eines jungen Wisentkuhs ist sehr schmackhaft.

Fehlerhaftes Schwimmen

ermüdet zunächst durch fehlerhaftes Athemholen. Man muß jedesmal, wenn beim Herabdrücken der Hände Mund und Nase außerhalb des Wassers sind, einathmen und beim Vorschieben der Hände ausathmen. Die Hände sind langsam zu bewegen und die Füße nicht zu schnell anzuziehen und nicht bis unter den Bauch vorzubringen; die Hände dürfen nicht unter dem Kinn ruhen bleiben. Die Fußbewegung ist regelrecht auszuführen, die Arme sind beim Schwimmen nicht zu drehen, das Tempo ist nicht mit Händen und Füßen zu gleicher Zeit zu beginnen. Beim Wettschwimmen darf man nicht hastig sein, sondern kommt schneller vorwärts, wenn man nach jedem Tempo eine kleine Pause macht und so den Stoß richtig ausnützt. Dieses Kapitel, sowie dasjenige über schnelles Schwimmen mit wenig Tempo und das Dauerschwimmen sind für Badende von großem Werthe.

Albumblatt.

Fröhliche Botschaft.

Dort, wo die Wellen schäumen
Am äußersten Seesend',
Dort liegt zwischen Apfelbäumen
Ein Haus und ein freundlich Geländ'.

Ein Mädchen mit blonden Haaren
Wird weilen in der Näh',
Das wird dich herüber fahren
Wohl über den blauen See.

Und lachst sie fröhlich und heiter
Und blüh'n ihr die Wangen roth,
Dann sag' ihr von mir nichts weiter,
Als nur: ich wäre todt.

Doch siehst du ihr Mündchen bebend
Und träubt sich ihr Auge klar,
Dann sag' ihr: ich sei noch am Leben
Und komme zurück über's Jahr.

Und senkt sie den Blick, den frommen,
Und stottert sie scheu und verwirrt —
Dann sag' ihr: ich sei schon gekommen
Und sitze beim Schwannemwirth.

Aus: „Gedichte von Heinrich Leuthold“. Frauenfeld, J. Huber.

Die flandrische Vesper.

Historische Novelle

von

Moriz Lillie.

6.

Die Mitternachtsstunde war herangekommen, der Thurmwart des Schlosses verkündete sie durch zwölf Stöße in sein Horn. Tiefe Finsterniß lagerte über der Stadt Brügge, nur hier und da war ein Fenster noch matt erhell. Biel leicht war es ein Gelehrter, der, in seine Bücher vertieft, der schwindenden Zeit nicht achtete, den der Schlaf zu fliehen schien, um ihn in seinen Forschungen nicht zu stören; vielleicht war es auch das Schmerzenslager eines armen Kranken, das der Lampenschimmer beleuchtete, während der Leidende sehnsüchtsooll dem jungen Morgen entgegenzehrte; vielleicht endlich war es das Gemach eines von Kummer und Sorge niedergedrückten Wesens, das in inbrünstigem Gebete Trost und Hoffnung zu finden suchte.

Das kleine Zimmer in dem hohen Siebelhause, über dessen Eingang der Name Peter Koning in den Stein gegraben war, schien ein solches bedauernswerthes Geschöpf zu beherbergen, denn die jugendliche Gestalt, welche, in ein leichtes Nachtgewand gehüllt, dort kniete und das Gesicht in die Kissen des Bettes vergrub, mußte tiefes Leid erfüllen. Krampfhaftes Schluchzen durchzuckte von Zeit zu Zeit das junge Mädchen, dessen herrliches goldblondes Haar auf gelbtem über Schultern und Nacken fiel, während die gefalteten Hände auf dem Scheitel lagen.

Lange verharrte Gertrud in dieser Stellung, dann erhob sie sich langsam und trat an's Fenster. Sie hatte gebetet, gebetet für den theuren Vater, den die Tyrannei der Gewalthaber zum Tode bestimmte, und für den Geliebten, dessen Schicksal sie mit peinlicher Sorge erfüllte. Aus den Andeutungen Wilibald's hatte sie entnommen, daß in wenigen Stunden die Entscheidung eintreten müsse, und so sehr sie ihn auch selbst zu thatkräftigem Handeln ermuthigt und angefeuert hatte, jetzt, wo der Moment gekommen war, wurde ihr schwer und bang um's Herz; sie erinnerte sich, wie er gegen Abend so innig von ihr Abschied genommen, als müsse er fort auf Nimmerwiedersehen, wie er immer wieder zurückgekehrt war und sie auf's Neue in seine Arme schloß, wie er sich so weich gestimmt zeigte, als ginge er in den sichern Tod, und wie er der weinenden Geliebten dann wieder Trost zugesprochen und gesagt hatte, es werde gewiß noch Alles gut enden.

Eine unennbare, beängstigende Unruhe überkam Gertrud, das Herz klopfte hörbar in der Brust und das Athmen wurde ihr schwer; sie legte die heiße Stirn an die kühlenden Scheiben, aber der ersehnte innere Friede kam nicht über sie.

Gedankenvoll blickte sie hinaus in die finstere Nacht. Am Himmel peitschte der Wind die Wolken dahin, daß sie furchtbar stoben und erst hinter dem Horizonte Ruhe zu finden schienen; hin und wieder schaute durch das zerrissene Gewöl ein Sternchen herab auf die in Dunkelheit begrabene Erde; aber es war nur ein kurzer, flüchtiger Blick, dann hüllte es sich wieder in düstere Schleier. Vom Scheine der Dellampe angelockt, stieß zuweilen eine Fledermaus an das Fenster, daß Gertrud erschrocken zusammensuhr und unwillkürlich einen Schritt vom Fenster zurücktrat, und die schauerlichen Sagen vom wilden Jäger und dem wüthenden Heere, das in finsternen Nächten um die Mitternachtsstunde durch die Lüfte braust, ihr in den Sinn kamen und die erregte Phantasie beschäftigten.

Da schien es ihr, als husche eine Gestalt an den Häusern dahin, jetzt wieder eine, nach kurzer Pause noch eine und

so fort in kurzen Zwischenräumen. Leise und fast unhörbar kamen sie daher und verschwanden in der Dunkelheit. Der matte Lichtschein, der durch das Fenster auf die Straße fiel, genügte aber, um in den dahingleitenden Schatten kräftige Männergestalten erkennen zu lassen, und die Vermuthung, daß noch in dieser Nacht das Verhängniß über die wälschen Unterdrücker hereinbrechen werde, gewann durch das geheimnißvolle Auftreten der Männer, das geräuschlose Kommen und Verschwinden derselben, an Wahrscheinlichkeit. Gertrud war es, als dränge sie eine unsichtbare Gewalt hinaus in die Nacht; sie fühlte sich so stark und muthig, daß sie sich hätte in das dichteste Kampfgewühl stürzen und ihr Schwert mit dem Blute der verhassten Franzosen röthen mögen. Ohne recht zu wissen, was sie that, dem un widerstehlichen Treiben einer innern Macht folgend, hüllte sie sich in einen dunklen Mantel, steckte den Dolch, welchen gestern ihre Mutter gegen die frechen Eindringlinge geschwungen, in den Gürtel, verlöschte die Lampe und eilte hinaus auf die Straße. Sie wollte sich der Schaar Wilibald's anschließen, an seiner Seite kämpfen, ihn pflegen, wenn er verwundet würde, und mit ihm sterben, wenn die Vorkehrung dieß fügen sollte.

Erst draußen, umweht von der kühlen Nachtluft, fiel ihr das gewagte Beginnen schwer auf's Herz, aber der Gedanke an den gefangenen Vater belebte ihren Muth wieder. Nach dem Schlosse zu lenkte sie ihre Schritte; gewiß würde Wilibald als seine erste und wichtigste Aufgabe die Befreiung des im Kerker Schmachtenden betrachten, glaubte sie.

In den Straßen dauerte das geheimnißvolle Treiben fort, hier und da tauchten Lichter auf, von Laternen her rührend, die verstohlen angezündet und rasch wieder verlöscht wurden. Es schienen Signalzeichen zu sein, nur dem Eingeweihten verständlich, für jeden Andern aber völlig gleichgültig und unverfänglich.

Aber je lebhafter es auf den Straßen der Stadt zu werden schien, desto stiller blieb es im Schloß. Dort lag Alles im tiefsten Schlafe, und selbst die Schildwachen waren hingefunken, die Hellebarde war ihrer Hand entfallen und die tiefen, schweren Athemzüge ließen keinen Zweifel darüber, daß auch sie an dem allgemeinen Schlummer theilnahmen. Weßhalb sollten sie auch wachen? Das schwere, eisenbeschlagene Schloßthor war fest verriegelt und verschlossen, eine hohe Mauer umgab ringsum das Gebäude und auf dem Thurm hielt der Burgwart Umschau. Daß freilich die Finsterniß einen Ausblick unmöglich machte und der Wächter droben es ebenfalls für überflüssig hielt, die Augen offen zu halten, konnten die übrigen Bewohner nicht wissen. Die Bürger waren so eingeschüchtert, daß sie einen Gewaltstreich gewiß nicht wagten, und wenn dennoch eine Rote Unbesonnener den Versuch machen sollte, von außen einzudringen, so mußten die gegen das feste Thor gerichteten Schläge die ganze Bewohnererschaft des Schlosses wecken. Also konnten sie sich ihrer Meinung nach ohne Sorge die nächtliche Ruhe gönnen.

In der Wachtstube sah es wild und unmordentlich aus, wie es nach einem wüthen Gelage auszusehen pflegt. Die Landknechte lagen auf den Dielen umher, schnarchend und stöhnend; der Wein und das Pulver, welches der Schiffsknecht in den Krug gethan, schienen ihre einschläfernde Wirkung in hohem Maße zu äußern. Der junge Mann hatte eingeschenkt und zum Scheine mitgetrunken, bis auch der letzte der Jecher hinsank; dann schlich er sich leise in die Stube des Rottenführers, den er die Schlüssel zu dem Thore und den Zellen in einem Wandschrank hatte aufbewahren sehen. Geschickt, aber in der unbefangenen Weise hatte der Schiffer sich nach der Bestimmung dieses oder jenes Schlüssels erkundigt, und der Soldat fand eine Ehre darin, ihm Auskunft zu ertheilen; gab ihm dieß doch gleichzeitig Gelegenheit, die Wichtigkeit seiner eigenen Person mit zu betonen.

Unhörbar, wie sein Schatten, stieg der junge Mann über die Schlafenden hinweg, krampfhaft den Schlüsselbund in der Hand haltend. Die Thür zur Wachtstube schloß er ab und steckte den Schlüssel zu sich, dann eilte er über den Schloßhof nach dem die entfernteste Ecke bildenden Gebäude, das die Gefängnisse enthielt. Das Haus war so wohl verwahrt, daß ein Ausbrechen der darin Untergetragenen völlig unmöglich erschien; die schweren, eisenbeschlagenen Thüren, die mit gewaltigen Metallstangen vergitterten Fenster und die mächtig biden Mauern bildeten für die Gefangenen unüberwindliche Hindernisse.

Nach einzigem Probiren fand der Schiffer aus dem Bunde den richtigen Schlüssel, welcher die Eingangsthüre schloß; rasch trat er ein und bei dem Scheine der auf dem Schloßhofe brennenden Lampe öffnete er die lange Reihe der Zellen, in denen meist Bürger von Brügge saßen, die durch eine unbedachte Aeußerung, durch ein den französischen Hochmuth beleidigendes Wort sich das Mißfallen der Gewalthaber zugezogen hatten. Alle die hochangesehenen Männer, Johann von Ruiberg, der Bürgermeister von Brügge, Vanderstraepen, der Älteste der Kaufmannschaft, Kuro, der Obermeister der Schifferinnung und noch viele Andere traten aus den feuchten Gewölben hervor und schauten ungläubig auf den Jüngling, der ihnen verkündete, die Stunde der Freiheit habe geschlagen. Einer der Letzten war Peter Koning, dem der Schiffsknecht die Pforte öffnete, aber kaum hatte er aus dem Munde desselben das erste Wort vernommen, als er im Tone höchstern Erstaunens ausrief:

„Wilibald — um Gottes willen, wie kommst Du hierher?“

„Später, Meister, später erzähle ich Euch Alles!“ versetzte der vermeintliche Schiffer, „jetzt harret unserer noch schwere Arbeit und wir haben keinen Augenblick zu verlieren, wenn der Erfolg uns sicher sein soll. Alles im Schlosse liegt in tiefem Schlafe, brauchen harren die Tuchknappen und die Schiffleute, die mich zu ihrem Anführer wählten, des verabredeten Zeichens, um sofort hereinzu- stürmen und dem Franzosenvolke ein Ende zu machen. Ihr aber, Meister, sollt die Seele der Bewegung sein, die Bürger- schaft erwartet, daß Ihr dem Rufe folgen und Euch an die Spitze stellen werdet, denn Keiner genießt und verdient so viel Vertrauen wie Ihr.“

„Ah — stehen die Sachen so?“ rief der Tuchmacher begeistert aus; „das ist herrlich, laßt uns denn das begon- nene Werk zu einem guten Ende führen! Vorwärts, meine Freunde, jetzt ist keine Zeit zu fragen, jetzt gilt es zu handeln!“

Und er eilte mit Wilibald voraus nach dem Schloßthore, dessen mächtiger Schlüssel in den Händen des Letzteren bald die schweren Riegel zurückschob, die den Eingang versperrten. Dann setzte der junge Werführer eine kleine Metallspieß an den Mund und rasch hinter einander tönten drei schrille Pfiffe in die Nacht hinaus.

Da war es, als würden plötzlich die Steine lebendig, von allen Seiten tauchten Männergestalten aus der Finster- nis auf und eilten nach dem Eingange des Schloßes, sich um Wilibald scharend. In wenigen Minuten standen gegen vierhundert Streiter kampfbereit.

„Verfüge Du hier im Schlosse, Wilibald; den Ruhm, hier das Wichtigste gethan zu haben, darf ich Dir nicht streitig machen,“ sagte Koning, dem Jüngling die Hand reichend. „Ich selbst begeben mich hinab in die Stadt, um den Oberbefehl zu übernehmen, denn nur unter einheitlicher Leitung werden wir siegen.“

Er eilte davon, dem Innern der Stadt zu, wohin seine Mitgefangenen bereits vorausgegangen waren.

„Die Hälfte von euch bemächtigt sich der Wache, wer noch ohne Waffe ist, findet in der Wachtube Schwerter und Hellebarden,“ befahl Wilibald, indem er dem Alt- gefellen der Schifferinnung den Schlüssel aushändigte. „Wir Anderen bringen in die Gemächer des Statthalters und der übrigen französischen Würdenträger, mit denen wir endlich Abrechnung halten wollen.“

In diesem Augenblicke stieß der Thurmwart in rascher Folge heftig in's Horn; es war das Alarmsignal, denn das Geräusch der Waffen, das Gewirr der Stimmen und der Schein der Laternen mußte ihm die Gewißheit geben, daß es sich hier um einen feindlichen Ueberfall handle.

„Teufel — man hat uns zu früh bemerkt,“ rief der Anführer, „es ist kein Augenblick zu verlieren, wenn uns nicht der Feind aus dem Garne gehen soll.“ Und Allen voran stürmte er vorwärts die Treppe hinauf.

Die eichene Flügelthüre nach der Wohnung des Grafen war verschlossen und alle Versuche, sie aufzubrechen, blieben vergebens. Wilibald befahl, sie mit den Äxten einzuschlagen. Als die Empörer endlich in die Zimmer eindrangen, fanden sie dieselben leer, nirgends eine Spur von den Gesuchten war zu entdecken, trotzdem die Wohnung bis in ihre ent- ferntesten Winkel durchsucht wurde. Ganz zufällig be- merkte endlich einer der Kampfgenosse eine in der Eile unvergeschlossen gebliebene Tapetenthür, welche nach einer dunklen Treppe führte, mittelst deren man in den Schloß- garten und von da in's Freie gelangte. Ganz frische Fuß- spuren deuteten an, daß die Vermissten zu Pferde geflohen waren, und jetzt erinnerte man sich auch, daß die Stallungen zwei Ausgänge, einen nach dem Schloßhofe, den andern nach dem Garten hatten.

„Hier ist nichts mehr zu thun,“ rief der Werführer ärgerlich aus, „jetzt hinab in die Stadt, wo man unserer bedürfen wird!“

Als sie durch den Schloßhof dem Thore zueilten, trat der Altgefelle der Schiffer an Wilibald heran und sagte, mit der Hand nach dem Wachtlokal deutend:

„Die dort sind abgethan!“

In der Stadt war inzwischen ein schwerer Kampf ent- brannt. Die Glocken heulten Sturm, daß es weit hinaus in die Landschaft zitterte wie wimmernder Hülfesruf, und mit- den angstvollen Tönen mischte sich das Geschrei der An- greifenden, das Jammern der Verwundeten und das Nücheln der Sterbenden. In allen Wohnungen brannte Licht, Alles war aus dem Schlafe aufgeschreckt, und was ein Beil oder einen Spieß zu tragen vermochte, eilte hinaus auf die Straße, um sich den Kämpfenden anzuschließen. Selbst Weiber und halberwachsene Knaben mischten sich in das Gewühl; sie brachten ihren Männern und Vätern Er- frischungen und stärkenden Labetrunk, nahmen ihnen die im heißen Ringen zerbrochenen Speere ab und trugen ihnen als Ersatz andere längst bereitgehaltene Waffen zu.

„Flandern allezeit!“ tönte es in den Straßen, und als gäbe dieses Wort den Bürgern von Brügge immer neuen Muth, feuere ihre Rache zu immer größeren Thaten an, stürzten sie sich todesmüthig den französischen Söldlingen entgegen, ohne Gnade Alles, was sich ihnen entgegenstellte, niederschlagend. Aber auch die Franzosen kämpften wie wüthende Eber; es war das Ringen der Verzweiflung, denn sie wußten, daß es hier nur zwei Möglichkeiten gab: den Feind zu vernichten oder selbst vernichtet zu werden.

Ein Theil der Bürger hatte noch vor Beginn des Kampfes heimlich diejenigen Häuser umstellt, in denen größere Massen der fremden Landsknechte einquartiert

worden waren. Als das erste Signal zum Losschlagen, die drei gellenden Pfiffe Wilibald's, welche der harrenden Bürgerschaft die glückliche Befreiung der Gefangenen ver- kündigten, vom Schlosse her ertönte, gingen auch Jene so- fort an's Werk, stürmten die Häuser und erschlugen die zum Theil noch schlafenden Feinde ohne Erbarmen, so daß auch nicht ein Mann mit dem Leben davontam. Auch in Peter Koning's Haus drangen die Bürger ein, denn der nächtliche Besuch der Abgesandten des Statthalters und Wilibald's muthige That war rasch bekannt geworden; die fünf in dem Keller liegenden Franzosen wurden auf die Straße geschleppt und ohne Weiteres getödtet. Ueberall wiederholten sich ähnliche Szenen; alles menschliche Gefühl war in den Streichern erloschen, das lange unterdrückte und gepeinigete Volk nahm furchtbare Rache an den frechen Ein- dringlingen, welche die heiligsten Bande der Familie und des gesellschaftlichen Lebens höhnlachend mit Füßen traten.

Am heftigsten wüthete der Kampf auf dem Mittwochsmarkt, nach welchem sich aus den Seitenstraßen die Massen der Kämpfenden ergossen. Bis hieher war auch Wilibald mit seinen Schaaren vorgebrungen, denn Koning hatte einen Boten an ihn gesandt, schleunigst zur Unterstützung der Landsleute herbeizueilen. Eine förmliche Schlacht begann sich hier zu entwickeln, bei welcher die Franzosen in der Mehrzahl, also auch im Vortheile waren. Die sämtliche Meistererschaft der Tuchmacher, welche sich vor ihrem In- nungshause versammelt hatte, sowie einige andere Zünfte hielten unter Peter Koning's Führerschaft tapfer Stand und brachten sogar auf kurze Zeit die Franzosen zum Wei- chen; aber Letztere erhielten immer neue Verstärkungen und waren besser und regelmässiger bewaffnet als die Bürger, so daß diese schließlich genöthigt waren, sich in das Kunst- gebäude zurückzuziehen und den Kampfplatz dem Feinde als Sieger zu überlassen.

Da stürzte unter dem brausenden Schlachtrufe: „Flandern allezeit!“ Wilibald mit seinen Tuchknappen und Schiffer- knechten aus einer Seitenstraße hervor den Franzosen in die Flanke, so daß auch die Meister neuen Muth faßten und noch einmal auf den Feind anzustürmen begannen. Von zwei Seiten mit beispielloser Wuth angegriffen, wan- kten die Schaaren der Landsknechte, aber ihr Führer, ein wetterfester, narbenbedeckter Hauptmann, feuerte sie immer wieder auf's Neue an, wußte ihren Muth zu beleben und ihren Ehrgeiz anzustacheln.

„Wer ein Feigling ist, mag umkehren oder sich geduldig von den Rebellen in Kochstüde hauen lassen,“ rief er mit donnernder Stimme in die Massen hinein, „ein braver Landsknecht aber streckt vor Bürgerpack nicht die Waffen, sondern schlägt um sich, bis es demüthig in die Kniee sinkt und um Gnade bittet. Vorwärts, nieder mit dem Ge- findel!“

Und wie angeschossene Tiger kämpften die wilden Horden und mancher brave Bürger sank, zum Tode getroffen, auf das Pflaster, daß sein Blut die Steine röthete.

Eine unbegreifliche Wuth hatte sich Wilibald's be- mächtigt, als er einen Braven nach dem andern fallen sah und den Franzosenhauptmann immer wieder auf's Neue seine für ihr gutes Recht streitenden Landsleute beschimpfen hörte. Mit Gewalt brach er sich Bahn bis zu dem feind- lichen Führer, und mit geschwungenem Schwert drang er auf ihn ein. Aber der Franzose war größer und stärker als er; geschickt parirte er Wilibald's wuchtigen Hieb nach seinem Haupte und in demselben Augenblicke stieß er sein Schwert in die Brust des jungen Mannes, daß dieser mit einem leisen Schmerzensruf zusammenbrach. Da aber stürmte eine dunkle Gestalt herbei; wie vor einem über- irdischen Wesen wich die Kämpfenden scheu zurück und im nächsten Momente ließ der Franzosenführer den Arm mit der Waffe kraftlos sinken, wankte und stürzte einem Söldling in die Arme; ein Dolchstoß war ihm mitten durch's Herz gedrungen.

„Koning's Tochter!“ flüsterten die Gefährten Wilibald's, und einige Minuten lang ruhte der Kampf, denn Freund und Feind war von der plötzlichen Erscheinung des Helde- mädchens überrascht. Gertrud aber beugte sich zu dem bewußtlosen Geliebten herab, den jetzt zwei seiner Kampf- genossen vorsichtig aufhoben und in das Haus des Tuch- makers trugen. Keine fremde Hand sollte den Verwun- deten pflegen, keine unbekannte Gestalt an seinem Lager wachen; Gertrud's ganzes Wesen und Denken war nur noch von der einen großen Aufgabe erfüllt: dem für die Ehre und Freiheit seines bedrückten Vaterlandes Leidenden Leben und Gesundheit zurückzugeben.

(Schluß folgt.)

Bilder vom Turnfest in Dresden.

(Bild S. 52.)

Zwanzig Jahre sind verflossen, als in den Mauern der säch- sischen Haupt- und Residenzstadt Dresden das erste allgemeine deutsche Sängertag abgehalten wurde, und seit dieser Zeit war es den Dresdenern nicht wieder vergönnt, eine solche Anzahl fremder und doch so freudig ausgenommener Gäste begrühen zu können.

Damals waren die Sänger herbeigezogen aus allen großen, kleinen und kleinsten Staaten des deutschsprachigen Landes, jetzt strömten aus dem weiten deutschen Kaiserreich die vereinten Edhne Germanias herbei, um in friedlichem Wettkampfe ihre Kräfte und Gewandtheit zu messen. Aber nicht allein Deutschland und das benachbarte Oesterreich hatte seine Turner gesandt, nein,

weither von Süden und Norden, sogar aus fremden Erdtheilen, wo nur immer in fernen Landen sich eine Schaar Verehrer des alten Vater Jahn zusammengefunden, konnte man gewiß sein, auch ihr Banner in dem endlosen Festzug zu erblicken. Freilich ge- schmückt waren Straßen und Plätze, und zu weit würde es führen, einzelner zu gedenken, denn überall strahlte und wehte der reichste Schmuck herab. Bei schönstem Wetter flatterten lustig die Flaggen in den Farben aller deutschen Stämme, fröhliche Menschen belebten in dichter Menge die Straßen und nicht enden wollten die freudigen Zurufe, die den am Samstag per Bahn oder Schiff ankommenden und Sonntag in die Stadt einziehenden Turnern anzeigten, wie freudig willkommen den Dresdener Bürgern die Gäste waren. Ganz besonders erfreuten sich die per Dampfschiff anlangenden Deutsch-Oesterreicher eines geradezu härmlichen Empfanges. Es war ein unbegreifliches Drängen und Wogen, Kopf an Kopf stand die Menge und dennoch gelangte glatt und ohne Stößen, in musterhafter Ordnung, mit Blumen und Kränzen überschüttet der Turnerfestzug mit weit über zwanzigtausend Theilnehmern nach dem eigentlichen Festplatz am südöstlichen Ende der Stadt. Es fehlte übrigens während des Durchmarsches durchaus nicht an Humor, weder an freiwilligen noch an unfreiwilligen.

Licht an dem berühmten großen königlichen Garten, dem Stolz des Dresdener, war der Festplatz aufgeschlagen; der Haupteingang, in Architektur eines mittelalterlichen Stadthores, vom Dresdener Architekten Hattendorf entworfen, der Stadt zu gelegen. Von hier an gerechnet in der Mitte des ganzen Platzes der für Frei- und Gerätheturnen bestimmte Raum (den ersten Preis beim letzten Turnfest errang L. Jennewein, Stuttgart), rechts und links Tri- bünen, Bier- und Musikzelle, offene Tanzplätze und Verkaufsstellen und im Hintergrund der Stern- und Glanzpunkt des Ganzen: die Turnhalle. Schon von weiter Entfernung sieht man das mächtige Gebäude mit seinem bunten Farben-, Fahren- und Blumen- schmuck alles Andere überragen. Von den Dresdener Architekten Adam und Schubert entworfen und erbaut, wurde sie unter der künstlerischen Leitung des Professor Rentsch mit Malereien u. g. schmückt, der Bau hat eine Länge von 108 Meter und eine Breite von 57 Meter, und bietet bei freier Benützung einen Raum von 4600 Quadratmeter; ringsum laufen im Innern Gallerien, prächtig durch Wort und Bild geschmückt, die dem Publikum, ebenso wie der mächtige, zu ebener Erde befindliche Theil als Erholungs- oder Konzertplatz offen stehen. Eine über der ersten hinlaufende zweite Galerie diente nur zur Aufnahme der über tausend zählenden Banner und Fahnen, die in der Sonnenbeleuchtung und voll ent- faltet einen magischen Anblick in ihrer Farbenpracht und Reich- thum gewähren. Dem Haupteingang der Halle gegenüber befindet sich das Musikpodium, das der stattlichen Anzahl von siebenhundert Musikern Raum gewährt; ebenfalls selbst fand auch das große, wohl- gelungene Sangesfest Statt, bei welchem sämtliche Dresdener Männergesangsvereine mit ungefähr zweitausend Mitgliedern mit- wirkten und den allgemeinsten und wohlverdienten Beifall fanden.

Auf dem Festplatz war auch für Post- und Telegraphenverkehr gesorgt und wurde diese Einrichtung lebhaft benützt, um von Elbflorenz aus einen Gruß nach der Heimat zu senden. Auch die im Freien auf offenem Plan hergestellten Tanzplätze übten auf Alt und Jung ihre unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Während muß noch hervorgehoben werden, daß für eventuelle Unglücks- fälle die eine ärztliche Hilfsstation in umfangreicher Weise Sorge getragen war; glücklicherweise verlief das Fest ohne alle oder doch ohne ernstere Unfälle und wird es daher lange Jahre in freudiger Erinnerung sowohl bei den Theilnehmern als bei den Einwohnern Dresdens bleiben. Nicht vergessen dürfen wir, dem leitenden Festauschuh in jeder Hinsicht das höchste Lob zu spenden, der durch seine Vorarbeiten, Vertheilung und Einrichtung der Quartiere, namentlich der Massenquartiere, und sonstige Anordnungen wesentlich zum Gelingen des Festes beigetragen hat. Daß es auch den Turnern in der gastlichen Stadt beagte, konnte man viele Tage nach dem eigentlichen Schluß des Festes bemerken und besser noch hören, denn oft in stiller Mitternachtsstunde tönte ein kräftiges „Gut Heil!“ durch die stillen Straßen, und auf den Bahnhöfen gab manch' rührende Abschieds- zeugniß davon, daß doch der eine oder andere schmutze Turner wohl etwas mehr noch als nur ein freundliches Quartier gefunden.

So hoffen wir denn, daß diejenigen unserer Leser, die theils dem Feste selber beigewohnt, theils aber durch Freunde und Be- kannte Näheres davon vernommen, sich bei dem Anblick unserer Bilder der einzelnen dargestellten Szenen gern erinnern, und schließen mit einem kräftigen „Gut Heil, auf Wiedersehen zum nächsten Turnfest!“

P. Adt.

Die Kakabekafälle in Kanada.

(Bild S. 54.)

Es gibt Gebiete in Kanada, die so außerordentlich großartige landschaftliche Schönheiten bieten, daß die Schweiz an Originalität und Reiz weit dahinter zurückstehen soll; so versichern viele Reisende, welche nur der Naturschönheiten wegen von Ontario bis nach Manitoba Kanada durchkreisten. Ein Blick auf die Formation des Landes zeigt allerdings eine merkwürdige Abwechslung von Gebirgen, Seen und Flüssen, so daß nach dieser Richtung hin die begeisterten Reisenden wohl Recht haben mögen. Wir führen heute unsere Leser im Bilde zu einer hervorragenden Landschaftsjenerie des klobten Gebietes, zu den Kakabekafällen. Diese Reize ist etwas weit, selbst von Chicago aus. Man muß den Michigansee durch- schiffen, über den Lake Superior fahren und bei Prinz Arthur's Landing, in der Nähe des Ripigon, an Land gehen. Dort nimmt uns die kanadische Pacificbahn auf und führt uns in kurzer Zeit nach Fort William und zu dem Fluße Kaministiquia, welcher den Fall bildet. Eine gewaltige Wassermasse stürzt sich hier in einen Thalfessel und zwei Umstände geben dem Fall sein eigenthümliches Gepräge und verleihen ihm seine Schönheit. Erstens die dunklen Felsmassen, welche coulissenartig und höchst malerisch in das Flußbett treten und den Fall wirksam umrahmen, und dann die Wassernebel, die der auf kolossale Granitblöcke stürzende Fluß emporwirbelt — einem Schleier aus glänzendem Narmor gleichend, berichtet der Maler. Dazu die tiefe Stille und Einsamkeit der Umgebung und die wunderbar klare, lichterfüllte Luft. Wahrlich, wir glauben, daß diese Kakabekafälle — von denen unsere Illu- stration eine feine, naturgetreue und stimmungsvolle Wiedergabe ist — eine Naturschönheit ersten Ranges sind.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

Drittes Kapitel.

„Ein Brief für den Herrn Oberst von Feldern!“

„Nichts für den Herrn Lieutenant?“ fragte der wohlgenährte flachköpfige Bursche, während er den Brief aus der Hand des Postboten nahm.

„Nein, heute nichts für Seine Hochwohlgeboren!“ scherzte der Bote, hinter dem die Korridorhüre gleich darauf in's Schloß fiel.

Der Bursche betrachtete mit feinen Glöckchen lange die Adresse und den Poststempel.

„Ein Stadtbrief!“ brummte er, und seine breiten Züge verzogen sich zu einem spöttischen Grinsen. „Wieder eine Rechnung oder eine Mahnung; die Leute sollten doch das Porto sparen, die Wische wandern ja alle in den Papierkorb.“

Er strich mit der Hand über das struppige Haar und zog die nicht ganz saubere Drillsacke glatt, dann klopfte er ziemlich herb an und im nächsten Augenblick stand er dem Oberst gegenüber, einem großen, hagern Herrn mit lang hinunterwallendem grauem Schnurrbart, der einen alten Offiziersmantel trug und aus seiner langen



Das Haus mit den zwei Eingängen. „Auf meine alten Tage noch,“ meinte der Kalkulator. (S. 50.)

Tabakspfeife dem Eintretenden eine dichte Rauchwolke in's Gesicht blies.

„Woher?“ fragte er, als der Bursche ihm den Brief überreichte.

„Hier aus der Stadt, Herr Oberst!“

„Nah, wird nichts Besonderes sein, hol' der Teufel den Schreiber sammt dem Boten! — Johann!“

„Herr Oberst!“ antwortete der Bursche, an der Thüre stehen bleibend.

„Der Tabak ist wieder alle, heute noch muß neuer geholt werden, verstanden?“

„Zu Befehl!“

„Sag' dem Krämer, die letzte Sendung sei miserabel gewesen, wenn er mich nicht besser bedient, gehe ich zu einem Andern.“

„Das hat er mir schon vorgeschlagen,“ sagte Johann mit seinem spöttischen Grinsen, das dem Obersten das Blut in die Stirne und Wangen trieb.

„Was?“ fuhr der alte Herr auf.

Der Bursche warf einen scheuen Blick zu dem Tisch hinüber, an dem eine junge, hübsche Dame und ein nur wenige Jahre älterer Offizier saßen, die sich leise mit einander unterhielten.

„Dah' es ihm lieb sei, wenn ich einen andern Tabakshändler glücklich machen wollte; er meinte, seine Rechnung sei nun groß genug,“ erwiderte er zögernd.

„Unverschämter Kerl!“ rief der Oberst, aus dessen stahlgrauen Augen der helle



Die Kaskadefälle in Kanada. (S. 55.)



König Gelon ehrt den Ackerbau. Originalzeichnung von Franz Kollarz. (S. 58.)

Korn loberte. „Mir, seinem treuesten Kunden, das zu bieten! Na, ich werde seinen Rath befolgen, aber Nutzen soll es ihm nicht bringen. Kehrt — marsch!“

Der alte Herr wanderte einige Male auf und nieder, dann erst öffnete er den Brief, dessen kurzer Inhalt die finsternen Schatten von seiner Stirne verschlechte.

„Er ist da, Kinder,“ sagte er, „er besucht uns heute Vormittag.“

„Wer, Papa?“ fragte der Lieutenant, an den dünnen Spitzen seines schwarzen Schnurrbarts drehend.

„Franz von Feldern, Hermann; er ist gestern Abend angekommen und in einem Hotel abgestiegen, der Sorge, ihn logieren zu müssen, sind wir also überhoben.“

„Sie würde uns nicht leicht gewesen sein, Papa,“ sagte das Mädchen, in dessen schönen Zügen mehr Energie und Willenskraft sich spiegelten, als in dem Antlitz des Bruders; „in unserer beschränkten Wohnung würde der reiche und sicherlich vermögende Herr schwerlich sich wohl gefühlt haben.“

Der Oberst blickte sich in dem geräumigen Zimmer um, Ordnung und Sauberkeit herrschten in ihm, aber die Ausstattung war sehr bescheiden, und dieß fiel um so mehr auf, weil das alterthümliche Mobiliar auf frühere Wohlhabenheit deutete.

„Na ja,“ erwiderte er mit einem leichten Seufzer, „vergoldete Sessel und seidene Hängematten haben wir nicht, aber vor einigen Jahren noch wäre er froh gewesen, wenn er ein Zimmer wie dieses gehabt hätte. Ich erinnere mich seiner noch sehr genau, als ich ihn in seiner Kasematte aufsuchte. Sein Oberst konnte ihn nicht mehr halten, ich sollte ihm den guten Rath geben, seinen Abschied einzustellen; er war so dumm gewesen, einen Ehrenschein auszustellen. Sieh Dich nur vor, Hermann, laß Dich niemals zu solcher Dummheit verleiten!“

„Konnte Onkel Theodor ihm nicht unter die Arme greifen?“ fragte Hermann, der dem Blick des Vaters ausweichend, das goldene Lorignon auf die Nase klemmte.

„Franz war ja sein Liebling —“

„Gewesen,“ fuhr der Oberst fort, „er war es in jener Zeit nicht mehr. Es lagen allerlei Geschichten vor, über die man nicht gerne sprach, namentlich war es die Verlobung mit einem Mädchen unter seinem Stände, was meinen Bruder gegen seinen Neffen empörte, kurz, er zog seine Hand von ihm ab, und dem Lieutenant von Feldern blieb nichts übrig, als seinen Abschied zu nehmen und auszuwandern. Das magst Du Dir ebenfalls merken, mein Sohn, ich habe schon einen Vogel pfeifen hören, dessen Gesang mir nicht gefallen wollte; ist es wirklich wahr, daß Du Dich so auffallend um eine junge Putzmacherin bemühest?“

„Fräulein Ganter?“ erwiderte Hermann, dessen bleiche Wangen sich plötzlich dunkelroth färbten. „Pure Verleumdung, Papa, man macht da wieder aus einer Mücke ein Kameel —“

„Ich liebe solche Mücken nicht, sie können gefährlich werden,“ unterbrach der Oberst ihn rauh, dessen graues Haupt sich immer dichter mit Rauchwolken umhüllte, „derartige Geschichten verleiten zu unnützen Ausgaben, die ein Mann in Deinen Verhältnissen streng vermeiden muß.“

„Und doch hat Onkel Theodor später seinen Neffen zum Universalerben eingesetzt!“ warf Hertha ein, offenbar in der Absicht, dem unerquicklichen Thema einen Niegel vorzuschieben.

„Weil er von uns Allen nichts wissen wollte!“ sagte ihr Vater, in dessen Augen es wieder zornig aufblitzte.

„Er hat es mir nie vergeben und vergessen können, daß ich eure Mama heirathete und ihm damit gewissermaßen die Braut vor der Nase wegnahm. Poh Clement, eure Mutter trug mehr Schuld an dem Aerger als ich, denn sie liebte mich und wollte von meinem Bruder nichts wissen, aber das konnte ich ihm nicht begreiflich machen, und selbst der Tod eurer Mama beseitigte das Zerwürfniß nicht. Ich fühlte mich auch nicht verpflichtet, um Verzeihung zu betteln, denn ich war mir keiner unrechten Handlung bewußt, und so ließ ich denn die Dinge ihren Gang gehen; daran aber, daß Theodor ein Testament hinterlassen und uns enterben würde, hätte ich im Traum nicht gedacht.“

„Onkel Theodor mußte doch auch wissen, daß Franz von Feldern drüben ein reicher Mann geworden war?“ fragte Hermann.

„Natürlich, seine Heirath mit der Tochter des brasilianischen Nabobs ist uns Allen ja angezeigt worden, es war eine Mesalliance, indessen unter solchen Umständen konnte man über den bürgerlichen Namen hinwegsehen. Er hat dann auch bald darauf alle seine Schulden hier getilgt, und diese Ehrenhaftigkeit, wie man's nicht anders nennen kann, mag meinem Bruder wohl imponirt haben. Jetzt kommt er, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen, aber das soll ihm doch nicht so leicht werden, wie er es erwartet.“

„Du willst also wirklich Prozeß mit ihm führen?“ fragte Hertha. „Bedenke den Aerger, lieber Papa —“

„Ach was, Freude wird's mir auch nicht bereiten, wenn er Alles einfaßt und mitnimmt! Poh Clement, er hat Geld genug, und wir sitzen hier auf dem Trocknen und haben mehr Schulden als Haare auf dem Kopf! Nicht einmal eine Pfeife voll Tabak will man mir noch bergen, und stände der Erbschaftsprozess mit seinen Hoffnungen nicht in Aussicht, so wären die Gläubiger längst über uns hergefallen. Ich habe sie lange damit vertröstet, daß ich nach

dem Tode meines Bruders alle Schulden tilgen würde, nun kam die Enttäuschung, und ich konnte es den Kerlen nicht übel nehmen, daß sie unhöflich wurden. Da war ich denn gezwungen, das Testament anzugreifen und den Nachlaß versiegeln zu lassen, und nun ich einmal A gesagt habe, muß ich auch konsequent bleiben und bis Z durchbuchstabiren.“

„Vielleicht läßt sich ein Vergleich ermöglichen!“ sagte Hermann mit gedankenvoller Miene.

Der Oberst hatte die erloschene Pfeife fortgestellt und dafür eine andere genommen, die er jetzt anzündete; er zog den verblühenen Mantel fester um seine eckigen Hüften und trat die unterbrochene Wanderung durch das Zimmer wieder an.

„Ein Vergleich?“ wiederholte er, ungläubig das graue Haupt schüttelnd. „Bei den reichen Leuten heißt es in der Regel: Je mehr er hat, je mehr er will! Mit einem Almosen, das er mir vielleicht unter Knurren geben würde, lasse ich mich auch nicht abfinden, und ob ich den Prozeß verliere, das ist noch sehr die Frage. Ein Vergleich würde eher in der Möglichkeit liegen, wenn Franz von Feldern nicht schon verheirathet wäre, er könnte mein Schwiegerjohn werden —“

„Nein, Papa!“ unterbrach Hertha ihn rauh. „Der Oberst blieb stehen, sein Blick ruhte voll Befremden auf dem braunen Scheitel des Mädchens.“

„Nein?“ fragte er rauh. „Weshalb nicht?“

„Weil ich einen andern Mann liebe,“ erwiderte Hertha ernst und ein entschlossener Zug lag dabei um ihre Mundwinkel. „Ich hätte heute jedenfalls mit Dir darüber geredet, Hauptmann von Galen hat gestern Abend bei der Generalin mir sein Herz und seine Hand angeboten —“

„Na, das ist außer seinem Degen auch Alles, was er besitzt!“ unterbrach ihr Vater sie spöttisch. „Und da denkst Du gleich, ich werde so ohne Weiteres meine Zustimmung geben?“

„Hauptmann von Galen ist durch und durch ein Ehrenmann und ein schneidiger Offizier!“ sagte Hermann, der Schwester einen beruhigenden Blick zuwerfend. „Er wird an der Majordecke nicht scheitern, ich glaube, darauf dürfen wir vertrauen.“

„Aber ich das Alles bezweifelt?“ erwiderte der alte Herr ärgerlich. „Uebrigens kennst Du die Gefahren der Majordecke noch nicht; zwischen Lipp' und Kelschbrand schwebet oft des Schicksals Hand, das hat an besagter Ede schon Mancher erfahren müssen. Ich habe auch als Hauptmann geheirathet, mein Sohn, und ich besaß etwas mehr als Herr von Galen, obgleich es nicht viel gewesen sein mag. Na, ich weiß von den Sorgen zu erzählen, die mich seitdem jeden Tag gedrückt haben, ein solches Loos wünsche ich meinen Kindern nicht. Im Brautstande sieht man den Himmel voller Geigen, aber nach der Hochzeit kommt es anders; der Sold eines Hauptmanns reicht nicht weit, wenn man Frau und Kinder davon ernähren soll. Das kann auch Herr von Galen nicht ändern, und wenn er trotzdem den eigenen Herd gründen will, so muß er sich nach einer reichen Dame umschauen, die ihm eine namhafte Rente in die Ehe mitbringt. Ich kann Dir ja nicht einmal eine standesgemäße Aussteuer mitgeben, sogar die Kosten des Hochzeitsfestes würden für mich schwer zu er-schwingen sein.“

„Und was wäre unter diesen Umständen mein Loos, Papa?“ fragte Hertha voll Bitterkeit.

„Ich weiß es nicht, kommt Zeit, kommt Rath, Du bist noch jung und daneben eine hübsche Erscheinung, ein reicher Herr kann sich heute oder morgen in Dich verlieben, dann liegt eine glänzende Zukunft vor Dir.“

„An der Seite eines ungeliebten Mannes?“ erwiderte Hertha, und ihre dunklen, blühenden Augen ruhten dabei mit verurtheilendem Blick auf ihm. „Einem solchen Leben würde ich den Tod vorziehen!“

„Das wird wohl ein Satz aus irgend einem Roman sein, den Du gelesen hast,“ spottete der Oberst, der ruhelos auf und ab wanderte, „in der Wirklichkeit sieht Alles ganz anders aus, als im Reiche der Phantasie. Ein glänzendes Glend an der Seite eines geliebten Gatten ist auch kein Paradies, über Nahrungsjorgen hilft die Liebe nicht hinweg, das habe ich selbst erfahren. Ich hoffe, Herr von Galen wird als verständiger Mann meine Gründe gelten lassen; er muß ja einsehen, daß ich nur Dein und auch sein Bestes im Auge habe.“

Hermann hatte sich erhoben, er stand vor dem Spiegel und fuhr mit dem Taschentüschchen über das zierlich strifite Haar.

„Hauptmann von Galen hat das Jawort Hertha's, Papa,“ sagte er in seiner kühlen, gleichgültigen Weise, die kein besonderes Interesse erkennen ließ, „er gibt es nicht zurück, Deine Gründe werden keinen Eindruck auf ihn machen. Da wird Dir nichts weiter übrig bleiben, als nachzugeben, und ich berufe mich dabei auf Deine eigenen Worte: kommt Zeit, kommt Rath! Die Aussteuer Hertha's wird vielleicht aus der Hinterlassenschaft Onkel Theodor's genommen werden können —“

„Und unsere Gläubiger?“ unterbrach sein Vater ihn spöttisch.

„Die müssen warten!“

(Fortsetzung folgt.)

Belon, König von Syrakus.

(Vid. S. 57.)

In Syrakus herrschten häufig Unruhen. Eine solche bewilligte ein Mann von ausgezeichneten Gaben, sich zum Herrn der Stadt zu machen (484 v. Chr.).

Dieser Mann war Belon, Tyrann von Gela. Er unterwarf sich die Syrakuser, aber mit Freuden duldeten sie seine Herrschaft, da sie sahen, daß er dieselbe beahlte, um keine neuen Unterthanen glücklich, seine neue Besitzung groß und mächtig zu machen.

Um Syrakus von der Last zu befreien, welche die Unterhaltung der Truppen bisher verursacht hatte, entließ er dieselben; dann aber berief er eine öffentliche Volksversammlung, zu der, wie es üblich war, alle Bürger bewaffnet erschienen. Unbewaffnet trat Belon in deren Mitte und aus freiem Antriebe gab er Rechen-schaft von seinem bisherigen Thun, sowie von der Verwendung der erhobenen Gelder. Seine offenen, freimüthigen Worte erregten die allgemeine Bewunderung des Volkes und unter lautem Jubel wurde er zum König ernannt.

Belon nahm diese Würde unter dem Versprechen an, sich in Zukunft nur noch eifriger dem Wohle des Volkes zu widmen. Und er hielt Wort; namentlich wirkte er auch durch sein eigenes Beispiel, indem er die Landbewohner, die sich noch zum Theil gegen die Betreibung des Ackerbaues sträubten, dadurch dazu anspornte, daß er selbst die Leitung eines Pfluges übernahm und zum Staunen der Landleute wie zur Bewunderung seines Gefolges mit eigenen Händen ein Stück Feld umaderte. Diesen Moment veranschaulicht unser edel gehaltenes Bild.



Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von
Arthur Gerson.

(Nachdruck verboten.)

Zweite Folge.

I.

„Wenn Sie vielleicht einen Augenblick Zeit haben, so möchte ich Sie bitten, einmal zu mir hereinzukommen,“ sagte Hirschlein, der in der Thür seines Ladens stand, zu dem ihn begrüßenden Blessing.

„Sie wissen,“ erwiderte Blessing, „daß ich während der etwa zwölf Freistunden, derer ich mich täglich erfreue, jederzeit mit Vergnügen zu Ihrer Disposition stehe.“

„Ein Londoner Exporteur hat mir nämlich,“ fuhr Hirschlein fort, während Beide den Laden durchschritten, „als Muster eine Anzahl hauswirthschaftlicher Neuheiten geschickt, über die ich gern, bevor ich meine Bestellungen mache, Ihr Urtheil hören möchte.“

„Nicht wahr, diese Brod-schneidemaschine von W. Spilger in Zwissau i. S. — dort auf dem Ladentisch — habe ich doch schon bei Ihnen gesehen?“

„Sie irren sich,“ entgegnete Blessing, nachdem er das begehrte Gerath betrachtet, „denn wenn ich in meinem Museum auch bereits drei oder vier verschiedene Brod-schneidemaschinen besitze, so ist doch keine von dieser Gestalt darunter, die man übrigens gewöhnlich als Brod-hobel bezeichnet. Ich habe da indeß eine hübsche Neuierung gegenüber der bisherigen Einrichtung dieser Brod-hobel wahrgenommen. Bei diesen mußte man nämlich für jede verschiedene Brodstärke, die man erzielen wollte, ein besonderes Brettchen als Unterlage benutzen, während sich hier, wie ich sehe, die Unterlage, auf der man das Brod gegen das Messer vorschiebt, durch Drehung dieser Schraube höher und tiefer einstellen läßt. Uebrigens scheint die Klinge von recht guter Beschaffenheit zu sein und wird die zarte Schneide einen äußerst sauberen Schnitt liefern. Doch nun lassen Sie einmal die englischen Novitäten sehen, oder stecken dieselben noch in jener Kiste!“

„Zum Theil allerdings, doch habe ich das Meiste schon ausgepaßt. Was meinen Sie beispielsweise zu diesem keulenartigen Instrumente mit den vielen Schlitzen im vorderen, rohrartigen Theile?“

„Ich möchte dasselbe seinem ganzen Exterieur nach für einen Feuer-schürer oder dergleichen halten,“ erwiderte Blessing, „doch ist mir, offen gestanden, gerade der Zweck dieser Schlitze noch nicht recht klar.“

„Nun, die Lösung dieses Räthfels kann ich Ihnen, da ich mir die Gebrauchsanweisung bereits durchlas, geben. In die Höhlung dieses Rohres wird Asbest gestekt und dann das ganze Rohr in Petroleum eingetaucht. Zündet man letzteres an, so schlägt die Flamme aus den Schlitzen hervor und das Werkzeug dient als Fackel zum Anzünden des Feuers. Man kann in Ermanglung von Asbest auch Hanf oder dergleichen in das Rohr stopfen, doch bedürfen diese Materialien dann zeitweiliger Erneuerung, während Asbest bekanntlich nicht verbrennt. — Diese Doppelpfanne hier hat mir gleich beim Auspacken, weil sie einem thatsächlichen Bedürfnis entspricht, ganz besonders gefallen. Die beiden Pfannen, welche jetzt neben einander stehen, lassen sich, wenn man, wie ich dieß jetzt thue, ihre Gefäße gegen einander wendet und die Stiele so über einander dreht, daß sie sich bedecken, in Folge des an den Rändern befindlichen Bajonetverchlusses zu einer einzigen, allseitig geschlossenen Pfanne vereinigen. In einer solchen werden die zu bratenden Speisen nicht nur sehr bequem und sicher umgemendet, sondern außerdem auch gleichmäßiger erwärmt, als wenn die kalte Luft von oben her Zutritt hat. Beide Pfannen lassen sich selbstredend auch einzeln in der üblichen Weise verwenden.“

„Was nun aber diesen langen, schalen Blasbalg hier anbelangt, so weiß ich wirklich nicht, was ich mit demselben anfangen soll. Die Gebrauchsanweisung war entweder gar nicht beigefügt oder ist beim Auspacken verloren gegangen.“

«General House Guard», las Blessing langsam und nachdenklich und drückte dann mit der einen Hand leicht auf den bezeichneten, ganz flachen Blasbalg, in Folge dessen ein heller, scharfer Pfiff erklang.

«Nun», fragte er Hirschstein, «verstehen Sie jetzt die Wirkung dieser Hauswächters? Dieser dünne Blasbalg wird unter eine Decke oder einen Teppich dicht hinter die Thürschwelle gelegt und signalisirt dann den Eintritt eines Fremden, der bei dem geringen Spiel des Balges von dessen Existenz nichts merken kann, nach der gemächlichen Meldestelle. Das Rautschutrohr, an dessen Ende sich die Pfeife befindet, darf, ohne Nachtheil für die prompte Wirkung des Apparates, jede innerhalb eines Gebäudes vorkommende Länge haben.»

«Der Apparat gefällt mir eigentlich besser,» bemerkte Hirschstein, «als all' die geheimen elektrischen Meldeapparate, weil die Umständlichkeiten mit der galvanischen Batterie fortfallen und werde ich mir deshalb einen kleinen Posten dieser General House Guards bestellen. Theuer werden dieselben auch nicht sein und zur Leitung muß sich wohl auch das bei pneumatischen Läutewerken benutzte Bleirohr verwenden lassen.»

«Sehen Sie sich jetzt aber, bitte, einmal diese Fleischhackmaschine an, die mir deshalb interessant ist, weil sie von dem üblichen System mit den rotirenden Messer- oder Stifmalzen vollständig abweicht und eigentlich nur ein mechanisch auf und nieder bewegtes Zwiagemesser darstellt.»

«Dies ist auch die einzig richtige Konstruktion einer Fleischhackmaschine,» erwiderte Blessing, «wenn selbige nicht die Säfte des Fleisches herausquetschen soll. Wie ich bemerkte, schiebt sich, während das Messer auf und nieder geht, der Tisch, auf dem das Fleisch liegt, langsam und gleichmäßig vor. Dieses breite, stumpfe Werkzeug wird sicherlich zum Würdemachen größerer Fleischstücke an Stelle des Messers eingesetzt.»

«Lieber Blessing, Sie besitzen in der That eine seltene Gabe, sich in dergleichen Neuheiten hineinzuversuchen. Jedenfalls aber — so viel sehe ich schon — hat es mein Londoner Geschäftsfreund nicht zu bedauern, daß ich Sie um Ihr jetzt in so liebenswürdiger Weise abgegebenes Gutachten gebeten habe.»

«Bald hätte ich aber vergessen, Ihnen eines der interessantesten Objekte zu zeigen, das ich augenblicklich in meinem Magazin beherberge. — Dasselbe stammt allerdings nicht aus England, sondern ist einem Deutschen, dem Guttsbesitzer H. von Rom in Stuttgart, patentirt und wird durch die Firma Otto Leupold an selbigem Orte in den Verkehr gebracht.»

«Karl, geben Sie mir doch einmal den kleinen „Präservator“ herüber! So, ich danke!»

«Wissen Sie, lieber Blessing, dieser Apparat führt seinen Namen wirklich mit Fug und Recht. Meine Frau sagte mir noch heute früh, daß sie Salat, der doch sonst in einem Tage wech wird, fast acht Tage in diesem Präservator in unveränderter Frische erhalten habe. Auch mit Milch und Butter haben wir schon gleich erstaunliche Resultate erzielt und dabei verwenden wir kein Eis, oder höchstens ganz minimale Mengen desselben, wenn wir einmal besonders empfindliche animalische Stoffe aufzubewahren haben. Die vorzügliche Wirkung des Apparates beruht auf der beständigen Kühlung, die durch das aus dem Tuchüberzug dieser Blechglode verdunstende Wasser hervorgebracht wird. Da der untere Rand des Tuchüberzuges mit der Blechglode oder -haube aber in die Wasserrinne eintaucht, welche den die aufzubewahrenden Gegenstände tragenden Unterfah umgibt, so dringt ohne Unterlaß neues Wasser in die Poren des Tuches, um verdunstet zu werden. Wenn ich einmal etwas Eis verwende, so lege ich es entweder in einer Schale in den Präservator oder in die Rinne, oder unter die Glode; auch im letzteren Falle gelangt das Eiswasser in die Rinne und somit zur Verdunstung in den Tuchüberzug.»

«Sie glauben nicht, wie viele größere Apparate mit der gleichen Kühlvorrichtung ich schon in der kurzen Zeit an Landwirthe, Wollkareer und so weiter verkauft habe. Ich habe augenblicklich nicht einmal mehr einen derartigen Apparat am Lager, um Ihnen denselben zeigen zu können. Stellen Sie sich jedoch nur an Stelle dieses tellerförmigen Unterfahs einen großen Kasten aus Zinkblech mit Holzverkleidung und an Stelle der Glode einen richtigen löthigen Deckel vor. Ich bewundere besonders, wie sich die Luft so erstaunlich frisch in dem Präservator erhält, viel besser als in einem Eisschrank.»

«Nun,» entgegnete Blessing, «das erkläre ich mir dadurch, daß die durch den Wasserverschluß hermetisch mit eingeschlossenen Pflanz- und anderen feinen, in der Luft suspendirten Körper bald mit den im Apparate entwickelten Dämpfen auf die Innenwandung der Glode niedergeschlagen, an dieser in die Rinne niedergeschwemmt und schließlich von der Tuchbekleidung der Glode aufgelesen und auf diesem Wege vollständig hinausbefördert werden.»

Das Dörren des Obstes.

Das zum Dörren zu verwendende Obst muß vollständig reif sein. Unreife, unausgebildete, stückig gewordene, verkrüppelte Früchte geben kein wirklich gutes Trockenobst. Wurmige Früchte vermeide man. Reiziges Obst, überhaupt überzeitiges, ist nur ausnahmsweise zu nehmen. Das Obst muß rein sein. Beschnitten eingebrachte Früchte müssen vorher gewaschen, getrocknet, dann erst geschält oder in den Ofen gebracht werden. Beim Schalen und Schneiden herrsche vollkommene Reinlichkeit, selbst die Messer müssen öfter abgeputzt werden. Alle Kessel müssen geschält und vom Kernhaus befreit werden. Das pergamentartige Kernhaus und die zähe Schale sind unverdaulich und kochen nicht weich. (Ausgenommen ist die Schale einiger Rosenäpfel, des Fleiners und des Winterlaubensapfels.) Kleine oder mittlere Kessel, zum Beispiel Borsdorfer u., werden nur geschält, das Kernhaus ausgestochen und nicht geschneit. Große Kessel schneidet man hierauf noch durch einen, zwei bis drei Querschnitte in Scheiben, wodurch hübsche Ringe entstehen, oder theilt sie nach dem Schalen in vier bis sechs Schnitte, wobei erst das Kernhaus ausgeschneit wird. Solche Äpfel werden beim Dörren zähe, bleiben lederartig und kochen nicht weich. Ganz saure Kessel geben ebensowenig wie ganz zähe so wohlschmeckendes Trockenobst als solche, bei welchen Zucker und Säure in angenehmem Verhältnis gemischt sind, wie zum Beispiel in Dantsiger Kantäpfel, Luiken, Wintergoldparmäne und den Reinetten u. Birnen können ungeschält und mit dem Kernhaute gedörrt werden, weil das Kernhaus der Birnen häufig ist und auch die Schale derselben durch das Kochen weich und genießbar wird. Die rein süßen und zugleich sehr saftreichen Birnen, zum

Beispiel die weiße Herbstbutterbirne u., geben zwar sehr gutes, feines Trockenobst, doch nicht von dem pikanten, kräftigen Geschmack, wie das bei den meisten Birnen der Fall ist, wo die Süße der Früchte mit etwas Herbe gemischt erscheint, wie bei der römischen Schmalzbirne, der Langbirne u. Den Holzbirnen ähnliche, hartteigige Birnsorten, die ein hartes, rübenartiges Fleisch haben, zum Beispiel Wildling von Einsiedel, Weiler'sche Mostbirne u., läßt man teigig werden, ehe sie gedörrt werden. Solche geben dann oft sehr wohlschmeckende Dörrfrüchte. Zwetschgen sollen zum Dörren erst dann verwendet werden, wenn sie am Baume hochreif geworden sind. Dadurch erzielt man auch, daß alle wurmfressigen Früchte vorher vom Baume abfallen und man nur gesunde Pfäumen und Zwetschgen erntet. Zwetschgen, Kirschen und ganze Birnen zu Hügeln stellt man möglichst schräg, mit dem Stielende nach oben gelehrt in die Dörrhürden. Ueberhaupt dürfen alle Kern- und Kernobstfrüchte, ganz oder geschneit, nie auf einander gehäuft, sondern nur neben einander auf den Hürden liegen. Steinobst wird anfangs bei schwacher Wärme gedörrt, bis die Stielwunden abtrocknen und ein Auslaufen des Saftes nicht mehr zu befürchten ist, dann wird stärker geheizt. Aus den abgewelkten (halb gedörrten) Steinobstfrüchten lassen sich die Steine durch einen leichten Druck herausziehen und hiedurch ein sehr werthvolles Trockenobst herstellen. Alles gedörrte Obst muß nach der Vollendung des Dörrens noch einige Tage an der Luft liegen, um nachzutrocknen. Geschältes Obst muß überdies, um eine helle Farbe zu behalten, möglichst schnell, und ohne es geschält lange stehen zu lassen, in die vorher erwärmte Dörre gebracht werden sein. Zu stark gedörrtes Obst wird zähe und kocht sich nicht mehr gut weich; vorzüglich aber darf das Dörren nicht bis zum Verbrennen oder Brenzlichwerden fortgesetzt werden. Bei zu raschem Dörren werden die Früchte in der Nähe der Hitzequelle leicht blasig und unbrauchbar. Vollständig gedörrtes Obst darf, wenn es auseinander gebrochen wird und wenn man es stark zusammendrückt, keine Tropfen mehr zeigen; dieß gilt als bestes Kennzeichen des vollendeten Dörrens. Gedörrtes Obst darf niemals warm verpackt oder auch warm in verschlossenen Kästen gethan werden. Obst, welches bei fast gänzlichem Abgange der Luft verpackt werden soll, braucht nicht so stark getrocknet zu werden als jenes, welches auf gewöhnliche Art aufbewahrt wird; dieß gilt besonders für die auf französische Art verendeten Pfäumen und Birnen; die aus Frankreich bezogenen Früchte enthalten fast noch immer ein Achtel ihres Gewichtes Wasser. Zeigen sich bei getrocknetem Obst Schimmel oder gar Milben, so muß dasselbe sofort in scharfe Wärme gebracht und neuerdings nachgetrocknet werden. Bei Aufbewahrung an trockenen, luftigen Orten, wie in Kisten mit durchbrochenem Deckel oder in Säcken, auf dem Boden aufgehängt, hält sich Trockenobst recht gut fünf bis sechs Jahre in bester Qualität, und es wird bei reicher Obsternte der Landwirth, der zu rechnen versteht, durch das als Nahrungs- und Genußmittel so lange Zeit brauchbare, getrocknete Obst gewiß viel besser befriedigt, als daß er das viele Obst, wie es früher geschah, lediglich als Viehfutter verwendet. Das Trocknen des Obstes bringt dem Landwirth jedenfalls eine gute Vermehrung seiner Einnahmen, da er nicht nöthig hat, in reichen Erntejahren das Obst zu Spottpreisen zu verschleudern.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Ein komisches Reiseabenteuer.

Ein altes Ehepaar hatte ein Zehntel von einem namhaften Gewinn in der sächsischen Lotterie gewonnen. Nun waren die Leute fest entschlossen, auch einmal ihr Leben zu genießen und Berlin, das Endziel aller kleinstädtischen Wünsche, sollte ihnen diesen Genuß gewähren. Nachbarn und Klatschbuben hatten bedächtlich den Kopf geschüttelt und gemeint, für so alte Leute sei das schlimmste Berlin eine reine Mördergrube, man würde sie bestehlen und plündern, ehe sie vom Bahnhof fort seien. „Badder“ aber meinte nur dagegen:

„Ja wer mit de Spitzbaub'n woll farrig.“

Ein zufällig anwesender Berliner Konfektionsreisender glaubte die alten Leute auch warnen zu müssen und sagte:

„Vor allen Dingen hüten Sie sich vor Leuten, die Sie vielleicht früher flüchtig kannten, gerade die sogenannten alten Bekannten legen oft die Fremden rein, ja, es geht so weit, daß die Bauernfänger sich als Bekannte vorstellen, um zum Ziel zu gelangen.“

Die alten Leute dankten und reisten ab. In Wittenberg hatte der Badder die Unvorsichtigkeit begangen, den Zug zu verlassen; trotz „Mudders“ Wehklagen fuhr der Zug ohne ihn ab. Der Stationschef war ein liebenswürdiger Mann, er rieth dem Sitzengebliebenen, ein Zuschlagsbillet zu nehmen und mit dem Kurierzuge zu fahren, alsdann würde er noch eine halbe Stunde früher in Berlin ankommen als seine Ariadne. Besagt, gehen. Er war aber in Berlin und erwartete seine Alte. Der Dummelzug kommt, Mudder steigt aus, ihr Mann eist ihr entgegen.

„Na, nun komm man, Mudder, giv mi det Handtasch.“

Mudder hält krampfhaft die Handtasche fest, fixirt den Ehegatten verwundert und verdächtig von oben bis unten. Dann bricht sie in den Ruf aus:

„Die Berliner Spitzbaub'n, wo dei sit verstecken können. Wenn ich nu nich wahr und wahrhaftig wüßt, dat min Ol in Wittenberge sitten bläben, denn kann ich froden, dat hei dit war.“

Es bedurfte erst einer gründlichen Ueberzeugung der gewarnten Frau, um ihren „Olen“ wieder als Ehemann anzuerkennen.

„Kottbauer, Kottbauer, kommst Du schon wieder aus dem Wirtshaus?“

„Ja freilich, liebes Weib, — i kann doch net alleweil d'rin bleiben!“

Vom schlauen Max.

In einer Familie, die zwei männliche Sprößlinge, Max und Moritz, zählte, brachte Ersterer einst einen Hund mit nach Hause, ein häßliches, widriges Thier, das die weiblichen Familienglieder abscheulich fanden. Endlich vermochte die älteste der Schwestern den kleinen Max, den Hund gegen eine Belohnung von zwanzig Reichspfennigen wieder fortzuschaffen und wegzukentken. Max verschwindet mit dem Ruder und kommt nach einer halben Stunde, den Stiel der letzten, für die zwanzig Pfennige gekauften Birnen benagend, schmunzelnd nach Hause.

„Nun, wenn hast Du denn das garstige Vieh geschenkt?“ ruft ihm die Schwester zu.

„Dem Moritz,“ berichtet Maxchen.

Bilderräthsel



Auflösung des Bilderräthfels Seite 36:

Wer einsam duldet, trägt das schwerste Leid.

Räthsel.

Ein kleines Wörtchen bin ich, doch Von ungeheurer Kraft, Ich mach' den Menschen niedrig, hoch, Bedinge, was er schafft, Numellen glüht's ihm aber noch, Doch er sich mir entrafft, Doch er dem Staube sich entringet, Und auf zu meinem höchsten bringt.

Ein Göthe bin ich, ein Tyrann, Dem manches Opfer fällt, Ich bin ein Felsgebirg, moran Schon manches Glück zerfällt, Ich bin ein altgewohnter Bann, Mir huldtigt alle Welt, Ich rathe, nimm die einen festen, In allen Stürmen dich zu trösten!

Nun setze mir der Bänktchen zwei Auf meinen hellen Laut, Und hole auch ein „den“ herbei, So werd' ich klein und traut, Ich schmelz' in süßer Melodei, Bald leise und bald laut, Bin Zoll der Liebe und Verehrung, Bin Hulddigung und Lieb'erklärung.

Auflösung des Buchstabenräthfels Seite 35:

Saum, Raub.

Kleine Korrespondenz.



Wißbegierige in Mannheim. Schaffen Sie sich doch das Bademeum von Gustav Othmer an. Darin finden Sie die Werke der Autoren nebst Preis, fortgeführt bis zum Jahre 1884.

Abonnent in Rosel. Vielleicht das „Amerikanische Skizzenbüchchen“ (in Berlin) von Georg Komus (Leipzig, Mayer). Humoristisch. Fr. Emilie Gablon in Reg. Ein Tropfen Rosenöl, wenn dieß recht, ist sehr viel. Das genügt für 2 Liter Wasser.

Hrn. Georg Zmante in Breslau. Humburg, Schwindel und Compagnie. Lassen Sie Ihre Hand davon — das kostet Sie Geld und verurtheilt Ihnen Verdruß. Man kennt diese indifferenten Erbschaften jetzt zur Genüge, besonders wenn von Barcelona aus arrangirt.

Hrn. Fr. Weirich in Bamberg. Man wählt ein helles Roth deshalb nicht für Zimmertapeten, weil das Auge darunter leidet und ein Beurtheilen anderer Farben durch das Blau auf dieß Roth irre geführt wird. Dunkel's Himbertroß mit Braun!

Frau v. v. B. in Bernburg. Es ist uns nicht bekannt, wo hier in Deutschland Rudolphe gibt. Wir glauben, ledere Wascheingewebe thun die gleichen Dienste.

